

Verschiedene Herkunft – gemeinsame Zukunft Frauen in der Migration

Fachtagung vom 17.3.2007 in Remscheid

Dokumentation

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Begrüßung Burkhard Mast-Weisz, Sozialdezernent der Stadt Remscheid	8
Eröffnung Pfarrer Hartmut Demski, Superintendent des evangelischen Kirchenkreis Lennep und Vorsitzender des Runden Tisches Migration	9
Verschiedene Herkunft – gemeinsame Zukunft: Frauen in der Migration Prof. Dr. Ursula Boos-Nünning, Universität Essen/ Duisburg	10
Macht Migration Frauen krank? Dr. med. Murat Ozankan, Migrantenambulanz Rheinische Kliniken Langenfeld	16
FORUM 1: Zwangsheirat	21
FORUM 2: Interkulturelle Bildung und Schulung von ErzieherInnen, LehrerInnen	23
FORUM 3: Erziehung – Interkulturelle Erziehung	25
FORUM 4: LAG Autonome Mädchenhäuser/ feministische Mädchenarbeit NRW e. V.	27
FORUM 5: Elternschulung für MigrantInnen aus der Türkei-Traum oder Realität?	30
FORUM 6: Mädchenbüro Bockenheim, Frankfurt Ein interkultureller Begegnungsort für Mädchen und ihre Familien	33
Vorstellung der Forenergebnisse – Abschlusspodium	34
Was ist der Runde Tisch Migration?	37
Danksagung	37
Anhang	38
Resolution gegen Zwangsheirat	38
Impressum	39

Vorwort

Als der Runde Tisch Migration beschlossen hatte, sich mit dem Thema „Frauen in der Migration“ zu beschäftigen, wurde schnell klar, dass dieses Thema nicht kurz und nicht in einer Sitzung abgehandelt werden kann.

Viel zu deutlich ist, dass Migrantinnen innerhalb der großen Gruppe der „Menschen mit Migrationshintergrund“ zwar nahezu die Hälfte aller Personen ausmachen, über ihre spezifischen Bedürfnisse oder Probleme aber kaum gesprochen wird. Im Migrationsausschuss der Stadt Remscheid sind Migrantinnen nicht als ordentliche Mitglieder vertreten. Es ist also erforderlich, den vielen – fast 15.000 - Frauen mit Migrationshintergrund in Remscheid Gewicht und Stimme zu geben.

Den Einstieg in diesen Prozess will der Runde Tisch Migration mit dieser Fachtagung machen: Referate und Arbeitsgruppenbeiträge wurden so gewählt, dass jeweils konkrete Fragestellungen bearbeitet und auf ihre Umsetzbarkeit in Remscheid hin diskutiert werden konnten. Die Ergebnisse sind in dieser Dokumentation nachzulesen. So wurden wichtige Denkanstöße gegeben, die nun wiederum Eingang in die städtischen Handlungsempfehlungen zum Integrationskonzept finden sollen.

Gleichbehandlung und Gleichberechtigung der Geschlechter ist mittlerweile in der Bundesrepublik gute demokratische Praxis, auch wenn noch lange keine tatsächliche Gleichstellung in allen Lebensbereichen besteht. Integration kann daher nur gelingen, wenn auch die Frauen sie aktiv mitgestalten und sich selbstbewusst einbringen in ein offenes und plurales Gemeinwesen.

Begrüßung

Burkhard Mast-Weisz, Sozialdezernent der Stadt Remscheid

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich überbringe die Grüße der Oberbürgermeisterin, die leider heute verhindert ist.

Mein Dank geht an den Runden Tisch Migration und den Vorbereitungskreis um Frau Steylaers, Frau Skopnik, Frau Anka-Nachtwein und viele andere. Ihr Einsatz hat diese Tagung erst möglich gemacht.

Mein weiterer Dank geht an die Referentinnen und Referenten.

Herzlich willkommen in unserer Stadt. Sie erleben, wie viele Menschen sich hier zum Thema Integration bemühen. Das stimmt mich hoffnungsvoll, wir werden dieses Engagement – nicht zuletzt durch das neu eingerichtete Migrationsbüro – unterstützen.

„Verschiedene Herkunft, gemeinsame Zukunft“, das ist nicht nur Untertitel, sondern auch Programm für unsere Stadt.

Remscheid wird kleiner, älter und vielfältiger. 50% der heute geborenen Kinder stammen aus Migrantenfamilien.

Aktive Integration ist somit die Zukunftsaufgabe.

Ich will einige aus meiner Sicht zentrale Handlungsfelder benennen:

Bildungsgerechtigkeit

Ich finde den geringen Anteil von Migrantenkindern in der Sekundarstufe II erschreckend. Dies zu ändern, setzt Spracherwerb und daraus resultierend Sprachförderung voraus.

Chancengerechtigkeit in Ausbildung und am Arbeitsplatz

Wir müssen jungen Menschen Perspektiven vermitteln und keine Ratlosigkeit. Die Zahl der arbeitslosen Migranten ist deutlich höher als die der Deutschen: Das darf nicht sein.

Stadtentwicklung:

Wir brauchen eine integrierte Stadtentwicklung, die Segregation vermeidet, das Miteinander durch Begegnung fördert und kulturelle Identitäten sicherstellt.

Miteinander:

Ich wünsche mir eine gleichberechtigte Begegnung der Religionen und in diesem Zusammenhang eine zentrale Ansprechperson für alle Muslime.

Ich wünsche mir eine stärkere Einbeziehung von Migrantinnen und Migranten in politische Entscheidungsprozesse.

Ich fordere die Gleichstellung von Frauen ein. Dies bedeutet die Würdigung der im Grundgesetz verankerten Gleichstellung von Mann und Frau in allen Lebenslagen und die gleichberechtigte und uneingeschränkte Teilhabe von Mädchen und Frauen an Bildung, Arbeit, Freizeit, Begegnung.

Integration bedeutet vor allem Dialog. Der darf durchaus auch mal kritisch geführt werden, ich bin dagegen, unterschiedliche Meinungen nicht offen anzusprechen. Dialog bedeutet aber vor allem, wertschätzend miteinander zu sprechen und nicht übereinander.

Ich fordere alle zu diesem Dialog und zu diesem Prozess, die Entwicklung unserer Stadt gemeinsam zu gestalten, auf und weiß, dem einen oder der anderen dauert das viel zu lange.

Ich begrüße diese Ungeduld, weil ich dahinter echtes Interesse verspüre.

Den Ausschüssen und dem Rat liegt das Handlungsprogramm zur Umsetzung des Integrationskonzepts vor. Es fordert verbindliches Tun aller ein und macht konkrete Vorschläge, was zu tun ist. Ich hoffe, dass am 14. Juni dieses Programm als Querschnittsaufgabe für alle Geschäftsbereiche der Verwaltung und der Politik beschlossen wird.

Ich möchte all diejenigen danken, die daran mitgearbeitet haben.

Wir werden die weiteren Schritte zusammen mit allen Organisationen und Vereinen umsetzen. Vor allem aber müssen wir die Menschen erreichen, um die es in diesem Programm geht. Sie fordere ich auf und lade sie ein mitzumachen.

Die heutige Tagung ist dabei ein wichtiger Meilenstein.

Da ich leider um 11.00h in Oberhausen sein muss, werde ich nicht länger bleiben können, weiß aber, dass ich vielen von Ihnen zu diesem Thema in Gesprächen begegnen werde. Dafür möchte ich mich sehr herzlich bedanken. Dieses Engagement ist nicht hoch genug einzuschätzen und lässt mich optimistisch in die Zukunft blicken.

Eröffnung

Pfarrer Hartmut Demski, Superintendent des evangelischen Kirchenkreis Lennep und Vorsitzender des Runden Tisches Migration

Diese Tagung und ihr Thema sind aus den Gesprächen am Runden Tisch Migration hier in Remscheid hervorgegangen. Immer wieder stießen wir in diesen Gesprächen darauf, dass Migration und die damit verbundenen Veränderungen für Frauen noch einmal eine ganz besondere Fragestellung und Herausforderung bedeuten. Es gab dann eine lange Zeit der Vorbereitung, der Formulierung des Themas, der Beteiligung von möglichst vielen. Stellvertretend für viele andere Beteiligte möchte ich an dieser Stelle Frau Skopnick nennen und ihr für ihren Einsatz, ihre Geduld und ihre Hartnäckigkeit bei der Verfolgung dieser Pläne danken. Es ist sicher nicht übertrieben zu sagen, dass ohne sie dieser Tag heute so nicht zustande gekommen wäre.

„Frauen in der Migration“: das scheint im Moment ein ganz wichtiges Thema zu sein. Unter anderen oder ähnlich lautenden Überschriften finden derzeit an vielen Orten Veranstaltungen zu dieser Fragestellung statt. Offenbar begegnen Frauen beim Verlassen ihrer Heimat und der Integration in einen anderen Kulturkreis Problemen und Herausforderungen besonderer Art. Ich glaube, es hängt damit zusammen, dass die Rollenerwartungen und Bilder von den Aufgaben einer Frau viel enger gefasst und weniger beweglich sind.

Ich kenne das ja auch aus meiner Kirche und meiner christlichen Religion. Gerade mal seit 50 Jahren dürfen Frauen bei uns Pfarrerinnen werden. Und ich kenne christliche Gruppen und Gemeinden, in denen es sehr genaue Vorstellungen darüber gibt, dass Tanzen, ein bestimmtes Verhalten oder eine bestimmte Mode für junge Mädchen nicht schicklich ist. Solche Vorstellungen sind oft fest gefügt und wenig beweglich, von tiefer Überzeugung getragen und von dem Bewusstsein, dass das für alle Beteiligten das Beste so ist.

Jeder Kulturkreis hat solche festgefügt Bilder. Und für Menschen und insbesondere nun die Frauen, die die Kulturkreise wechseln, ist das eine gewaltige Herausforderung. Man kann dabei auch zerrissen werden zwischen fremden Erwartungen und eigenen Lebensversuchen.

Wir haben am Runden Tisch gemerkt, dass dieses Thema viel Sensibilität erfordert. Die schnellen und einfachen Antworten helfen da nicht weiter. Und darum hoffe ich so sehr, dass es heute gelingt, zunächst einmal aufeinander zu hören.

Im Mittelpunkt sollen die Erfahrungen stehen von Frauen in der Migration. Ich möchte allen, die dazu ihre Erfahrungen beitragen können, Mut machen und bitten, über ihre Erfahrungen zu sprechen und die anderen daran teilhaben zu lassen.

In den Vorträgen und den Workshops dieses Tages gibt es dann viele Beispiele dafür, wie Frauen sich diesen Aufgaben und Herausforderungen gestellt haben. Integration kann ja nicht einfach heißen: Ich übernehme jetzt die Rollenbilder und Vorstellungen des anderen Kulturkreises. Das hat Grenzen. Niemand kann seine Identität ablegen wie ein abgetragenes Hemd. Wer bin ich und was ist wesentlich für mich und mein Leben?

Andererseits kann Integration auch nicht bedeuten, ich lebe auch in einem neuen Land in meinen vertrauten Rollen weiter wie auf einer Insel. Das macht einsam und schließt aus. So bleibt man immer in der Fremde und kommt nie zuhause an.

Genau dazwischen liegt die Aufgabe, der sich Frauen -und Männer- in der Migration stellen müssen.

Ich hoffe, dass unsere heutige Tagung dazu beitragen kann, dass dies mehr und mehr gelingt.

Verschiedene Herkunft – gemeinsame Zukunft: Frauen in der Migration

Prof. Dr. Ursula Boos-Nünning, Universität Essen/ Duisburg

1. Junge Frauen mit Migrationshintergrund in der öffentlichen Diskussion

Die Zahl der eingewanderten Männer und Frauen und insbesondere die Zahl der Kinder und Jugendlichen mit Migrationshintergrund ist höher als es in Deutschland wahrgenommen wird. Während die Politik und die Öffentlichkeit sich halbherzig dazu bekennt, dass die Bundesrepublik Deutschland ein Einwanderungsland ist und die amtliche Statistik - allein den ausländischen Pass berücksichtigend - einen seit Jahren unveränderten Ausländeranteil in der Bevölkerung von ca. 9 Prozent angibt, hat sich die Bevölkerung und mehr und mehr auch das soziale und kulturelle Leben verändert: Deutschland ist multikulturell geworden. Familien und damit auch Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund machen mittlerweile einen erheblichen Teil der deutschen Wohnbevölkerung aus. Untersuchungen, die das Kriterium der Zuwanderung mindestens eines Elternteils zugrunde legen, bestätigen Anteile von über 50 Prozent, in einigen Städten Westdeutschlands von über 60 Prozent Migrationskindern und von 40 bis 50 Prozent Jugendlicher, so auch junger Frauen.

Schon heute sind knapp zwei Drittel aller Kinder mit ausländischem Pass unter 18 Jahren in Deutschland geboren. Hinsichtlich der Herkunft der Kinder ist auf erhebliche Verschiebungen in den letzten Jahren hinzuweisen. Zwar hat die überwiegende Zahl der Kinder noch immer die Nationalität der Staaten, mit denen bis 1973 Anwerbeverträge bestanden, aber die Zahl der Kinder mit anderer Nationalität oder Herkunft wächst stetig. Inzwischen gibt es weit mehr als 100 „mitgebrachte“ bzw. in der Familie gesprochene Sprachen. Die Zugewanderten stellen allerdings keine homogene Gruppe dar. Sie und ihre Kinder und Kindeskinde unterscheiden sich nach unterschiedlichen Merkmalen: nach der Staatsangehörigkeit oder nach der ethnischen Zugehörigkeit, nach dem Einreisegrund (Aussiedlung, Flucht, Arbeitsmigration oder Nachzug zu der Familie), nach dem Rechtsstatus in Deutschland (deutsche Staatsangehörigkeit oder unterschiedlicher Aufenthaltsstatus), nach dem Bildungsniveau, nach der sozialen Lage der Familien im Herkunftsland und anderem mehr. Die Zugewanderten leben überwiegend in Westdeutschland und hier in den industriell geprägten Ballungsräumen. Im Jahr 2001 waren 46 Prozent der Menschen mit (noch) ausländischem Pass weiblichen Geschlechts, in allen nationalen Gruppen waren die Männer überrepräsentiert.

Arbeitskräftewanderung wird dennoch als Wanderung von Männern verstanden. Das mag damit zusammenhängen, dass das Bild vom „ausländischen Arbeitnehmer“ von der Tätigkeit im produzierenden Gewerbe bestimmt wurde und dieser Bereich als männlich galt. Arbeitsmigration nach Deutschland war aber von Beginn an zu einem beträchtlichen Teil auch weiblich: 1972 waren 29 % der ausländischen Arbeitskräfte insgesamt und 23 % derer aus der Türkei Frauen. Rund drei Viertel der männlichen und zwei Drittel der weiblichen ausländischen Arbeitskräfte waren verheiratet. 1972 lebten und arbeiteten 15 % der Türkinnen (1968: 27 %) ohne ihren Ehemann in Deutschland. Die Anzahl der weiblichen Arbeitskräfte aus der Türkei nahm Anfang der siebziger Jahre zu, da die Industrie verstärkt ausländische Frauen als billige Arbeitskräfte suchte. Ähnliche Zahlen gelten für die anderen Anwerbestaaten. Frauen waren demnach auch, aber nicht nur, als Familienangehörige direkt von den Folgen der Migration betroffen. Sie haben sich auch selbständig zur Wanderung entschlossen. Obgleich sich viele Autorinnen gegen die Unterstellungen einer auch im Migrationsprozeß vom Manne abhängigen und eine untergeordnete Rolle spielende Person wehrten, wird dieses Bild bis heute nicht völlig korrigiert. Die frühen wanderungssoziologischen Untersuchungen wurden überwiegend bei männlichen Migranten durchgeführt und waren an deren Erfahrungen und Zielvorstellungen orientiert. Parallel entwickelte sich eine umfangreiche Literatur zur Lebenssituation von ausländischen Frauen und Mädchen in Deutschland. Diese richtete sich aber nicht auf die Arbeitssituation, sondern auf die nicht außerhäuslich erwerbstätigen Frauen mit dem Schwerpunkt auf Lebenssituation, Isolation, Identität und psychische Krisen. Erst in neuerer Zeit werden die Leistungen der damals migrierten Frauen als Arbeitnehmerinnen gewürdigt, ihre Leiden und ihre Ressourcen bilanziert.

Besondere Aufmerksamkeit richtet sich seit jeher und in neuester Zeit verstärkt auf Mädchen und junge Frauen mit Migrationshintergrund. Die Literatur zur Frauenmigration entdeckte sie als Thema von empirischer Forschung erst in den 80er Jahren mit einer Verschiebung des Blickwinkels von den Müttern zu den Töchtern. Dadurch vollzieht sich eine inhaltliche Umorientierung und das Interesse führt weg von den Problemen der Frauen hin zu den Konflikten der Mädchen. So bestimmt das Bild des von Vater abhängigen, in Konflikt zwischen heimatlichen und deutschen Normen lebenden Mädchen ausländischer Herkunft vorerst die Diskussion. Dieses Stereotyp wurde durch eine Vielzahl von Arbeiten verbreitet. Bis in die heutige Zeit finden die diesen Ansatz kritisierenden Beiträge weitaus weniger Aufmerksamkeit als solche Arbeiten, die die Stereotypen beschreiben. Seit einigen Jahren werden den alten Stereotypen neue hinzugefügt. Junge Frauen mit Migrationshintergrund werden als von Zwangsheirat und Ehrenmord bedroht angesehen. Es wird ein Bild aufgebaut und über Medien und öffentlicher Thematisierung vermittelt, dass diese Gruppe als vom Vater, Ehemann oder Bruder abhängig, in Unfreiheit und Unmündigkeit lebend, beschreibt.

2. Unterschiede in den Wertorientierungen und Einstellungen

Wegen der oben beschriebenen Bilder in den Köpfen vieler Deutscher hat die Untersuchung „Viele Welten leben“ (2005, 2. Auflage 2006) Aufmerksamkeit gefunden. Die Untersuchungsdaten belegen die Bandbreite und die Differenziertheit der Einstellungen der jungen Frauen mit Migrationshintergrund. Hier sollen einige Ergebnisse referiert werden, die belegen, dass sich die jungen Frauen zwischen Tradition und Moderne bewegen und dass manche auf nationalen Hintergrund beruhende Stereotypisierungen sich nicht aufrecht erhalten lassen¹.

Die Ergebnisse belegen – bei einer hohen Variabilität innerhalb der jungen Frauen mit Migrationshintergrund und auch innerhalb der einzelnen nationalen Gruppen - bei einer beachtlichen Zahl Orientierungen, die von denen deutscher junger Frauen tendenziell abweichen. Es handelt sich hierbei um die familiären Bindungen, die Ehemuster, die Einstellung zur Sexualität und um die religiösen Einstellungen.

Gesellschaften werden nach solchen unterschieden, die Individualismus pflegen und individualisierte Persönlichkeiten hervorbringen und solchen, die Kollektivismus fördern. Individualismus beschreibt Gesellschaften, in denen die Bindungen zwischen den Individuen locker sind: Man erwartet von jedem, dass er für sich selbst höchstens noch für seinen Ehepartner oder seine Ehepartnerin und die minderjährigen Kinder sorgt. Sein Gegenstück, der Kollektivismus beschreibt Gesellschaften, in denen der Mensch von Geburt an in starke, geschlossene Wir-Gruppen integriert ist, die ihn ein Leben lang schützen und dafür bedingungslose Loyalität verlangen. In der Einwanderungsgesellschaft kann es Subkulturen geben, die Personen mit kollektivistischer/ familialistischer Orientierung hervorbringen, wobei nach vorliegenden Untersuchungen dieses ein Ergebnis des in der Migration entstandenen hohen Zusammenhalts der Familien ist.

Auch in der Untersuchung „Viele Welten leben“ gibt es Ergebnisse, die auf familialistische Werte und Orientierungen hindeuten. Zwischen 82 und 95 Prozent der Mädchen mit Migrationshintergrund leben bei den Eltern. Die am häufigsten bevorzugte, zukünftige Lebensform der Mädchen ist eine traditionelle, bei der erst auf die Heirat das Zusammenleben mit dem Partner folgt. Im Herkunftsgruppenvergleich gibt es besonders deutliche Unterschiede in der Einstellung zum Zusammenwohnen mit dem Partner ohne bzw. vor der Heirat. Während sich dies nur 13 Prozent der Mädchen türkischer und 37 Prozent der Mädchen italienischer Herkunft vorstellen können, erwägen dies 52 Prozent der Befragten griechischer Herkunft und sogar 62 Prozent der jungen Spätaussiedlerinnen. Für einen starken Familialismus spricht die recht große Zahl der Mädchen und jungen Frauen, die sich vorstellen kann, auch nach der Ehe weiter bei den Eltern wohnen zu bleiben: Dies sind von 15 Prozent aus Aussiedlerfamilien bis 30 Prozent mit italienischem und 37 Prozent mit türkischem Hintergrund. Letztere sind sowohl häufiger traditionalistisch als auch familialistisch orientiert².

Unter verschiedenen Fragestellungen wurde ermittelt, ob und in welcher Stärke die Mädchen sich an familiäre Kultur oder an familiäre Traditionen gebunden fühlen. Die Antworten auf das Statement, ob von jemandem, der schon lange in Deutschland lebt, erwartet werden kann, dass er die Kultur der Eltern aufgibt, verweist auf traditionelle Bindungen des größten Teils der Mädchen mit Ausnahme derjenigen aus Aussiedlerfamilien. Am stärksten traditionsorientiert antworten hier und in anderen Fragen die Mädchen mit griechischem Hintergrund. Die Übereinstimmung mit Traditionen bedeutet nicht die Zustimmung zu „Auswahl des Ehepartners durch die Eltern“ oder zu „arrangierten Ehen“. Nur 5 Befragte würden dem Wunsch der Eltern folgen, einen Partner aus dem Herkunftsland zu heiraten. Auch die ´arrangierte Ehe´ findet bei der überwiegenden Mehrheit der Mädchen und jungen Frauen keine Zustimmung. 87 Prozent der Mädchen finden ein solches Arrangement, bei dem die junge Frau gemeinsam mit den Eltern den Partner auswählt, generell „schlecht“ bis „sehr schlecht“ und knapp 90 Prozent von ihnen können sich eine auf diesem Wege zustande gekommene Ehe für sich selbst „eher nicht“ bis „auf keinen Fall“ vorstellen. Am ehesten findet eine solche Form der Eheanbahnung Zustimmung bei Befragten mit türkischem Hintergrund. Hier sind es elf Prozent, die angeben, dies „gut“ oder „sehr gut“ zu finden. Ebenso viele können sich dies für sich selbst vorstellen.

Die Untersuchungsergebnisse bestätigen die Variabilität der Erziehungsvorstellungen in Migrationsfamilien, wie sie von den Mädchen wahrgenommen werden. Sie bestätigen aber auch, dass sich die Mädchen mit türkischem Migrationshintergrund von den anderen Gruppen stärker unterscheiden: Sie sind weniger rebellisch und wenden weniger individualistische Muster der Durchsetzung an. Sie fühlen sich andererseits aber auch – verglichen mit Mädchen italienischer und jugoslawischer Herkunft – in der Familie als Mädchen weniger häufig schlecht behandelt und häufiger locker erzogen. Der überwiegende Teil ist mit der Erziehung im Elternhaus voll zufrieden. Der Sachverhalt, dass sich Mädchen mit Migrationshintergrund in der Adoleszenzphase nicht oder seltener als Mädchen der Mehrheitsgesellschaft aus ihrem familialen Kontext lösen, kann nicht auf die autoritäre Kontrolle der Eltern zurückgeführt werden, sondern muss als von den Mädchen und jungen Frauen selbst gewählte Lebensform betrachtet werden.

¹ Die Untersuchung „Viele Welten leben“, wurde im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend als Mehrthemenuntersuchung durchgeführt. Von November 2001 bis März 2002 wurden insgesamt 950 Mädchen und unverheiratete junge Frauen im Alter von 15 bis 21 Jahren türkischer, italienischer, griechischer, ehemals jugoslawischer (überwiegend serbischer und bosnischer) Herkunft sowie Aussiedlerinnen aus Ländern der ehemaligen Sowjetunion befragt.

² Für eine **individualistische** Grundhaltung spricht die ebenfalls erhebliche Zahl der Mädchen und jungen Frauen, die sich vorstellt, vor der Ehe einige Zeit alleine zu leben: zwischen 24 Prozent der Mädchen mit italienischem und 41 Prozent der mit griechischem (mit türkischem: 37%) Hintergrund. Alle Antworten in diesem Themenbereich belegen die starke Einbindung der Mädchen in ihre Familien aber auch die Pluralisierung der Lebensformen innerhalb der einzelnen Nationalitätengruppen.

Deutliche Unterschiede zu einheimischen deutschen jungen Frauen bestehen in der **Akzeptanz der Virginität vor der Ehe**. In unserer Untersuchung wird nach der Bedeutung der Virginität für die Mädchen gefragt, formuliert als allgemeine Zustimmung zu dem Item „Es ist nichts Falsches, schon vor der Ehe miteinander zu schlafen“. Eine sexuelle Beziehung ohne vor der Ehe wird von den meisten Mädchen (58%) akzeptiert. Die Unterschiede nach nationaler Herkunft sind jedoch bedeutsam. Zwar gibt es in allen Gruppen einen Anteil von Mädchen, die es für akzeptabel halten, dass Partner und Partnerinnen vor der Ehe Geschlechtsverkehr haben, sowie einen Anteil, der dies für nicht akzeptabel hält. Aber dieses Muster wird – je nach Herkunftsgruppe - unterschiedlich stark angenommen oder abgelehnt.

Der weitaus überwiegende Teil der Mädchen (ca. drei Viertel) mit griechischem Hintergrund und aus Aussiedlerfamilien steht nicht zur Norm der Virginität für Frauen, der überwiegende Teil der Mädchen (ca. 60%) mit italienischem und jugoslawischem Hintergrund ebenfalls nicht, allerdings gibt es in diesen Gruppen – anders als in den Erstgenannten – einen beachtlichen Anteil (ca. 25%), der die Norm akzeptiert. Dies verweist darauf, dass es sich bei der Akzeptanz vorehelicher Virginität nicht um eine Einstellung handelt, die auf Musliminnen beschränkt ist, da die befragten Italienerinnen ausnahmslos christlichen Konfessionen angehören. Der überwiegende Teil der Mädchen mit türkischem Hintergrund (59%) hält allerdings erwartungsgemäß an der Vorstellung der Virginität bis zur Ehe fest. Allerdings gibt es auch in dieser Gruppe eine nicht unerhebliche Minderheit von 22 Prozent, die die Norm ablehnt, indem sie zustimmt, dass vorehelicher Geschlechtsverkehr akzeptabel sei.

Die **Intensität der Religiosität** der einzelnen Herkunfts- und Konfessionsgruppen ist sehr unterschiedlich. Musliminnen sind mit 22 Prozent „sehr starker“ und 33 Prozent „starker“ Religiosität (zum Vergleich: Katholikinnen: 9% und 23%; Protestantinnen: 12% und 10%) weitaus religiöser orientiert als alle übrigen Befragten, gefolgt von den Orthodoxen. Am wenigsten religiös orientiert zeigen sich Protestantinnen. Musliminnen türkischer Herkunft (59% „sehr stark/stark“) sind religiöser als Musliminnen bosnischer Herkunft (43% „sehr stark/stark“). Am stärksten religiös orientiert in der Gruppe der Orthodoxen sind die Befragten griechischer Herkunft (51% „sehr stark/stark“). Besonders starke religiöse Orientierungen weisen auch die katholischen Befragten jugoslawischer Herkunft auf (74% „sehr stark/stark“). In engen Beziehungen (Stellung der Religion in Familie, Wichtigkeit eines religiösen Freundesumfeldes, Bedeutung der Religion des Partners, Wichtigkeit von Taufe/Beschneidung für eigenes Kind) sind es nicht die Musliminnen türkischer Herkunft, die hier den höchsten Wert auf Gleichklang in religiöser Hinsicht legen, sondern die griechisch-orthodoxen Befragten sowie die Katholikinnen jugoslawischer Herkunft. Was das Interesse an einem interreligiösen Austausch anbelangt, so sind Musliminnen hier – unabhängig von ihrer nationalen Herkunft – am stärksten an einem interreligiösen Austausch mit Angehörigen anderer Religionsgemeinschaften interessiert. Junge Spätaussiedlerinnen wiederum haben hier im Herkunfts- und Konfessionsgruppenvergleich das geringste Interesse am interreligiösen Austausch. Sie stellen im Gesamtbild die Gruppe dar, die die geringste Religiosität aufweist.

Nach den Auswertungen der Einzelitems stellt sich Religiosität Gruppen übergreifend als Ressource zur Lebensbewältigung dar. Der Glaube vermittelt in besonders starkem Maße den Musliminnen Selbstvertrauen (61%), er sorgt vor allem bei den Orthodoxen dafür, dass sie sich ihrer Herkunftskultur nahe fühlen (56%), für die Katholikinnen (47%) und Protestantinnen (40%) sowie die Angehörigen anderer Religionsgemeinschaften (77%) und selbst für Religionslose (24%) ist er in erster Linie eine Hilfe, in schwierigen Situationen nicht zu verzweifeln. Der Glaube stellt sich als wichtiger Wert zur Gestaltung des familiären Lebens, sofern Partnerwahl und Erziehung der Kinder betroffen sind, dar. Ihre Bedeutung bekommt die große Zahl der jungen Frauen mit starker religiöser Orientierung auf dem Hintergrund des Sachverhaltes, dass religiöse Einstellungen bei einheimisch deutschen Jugendlichen abnehmen.

Allerdings darf dabei nicht übersehen werden, dass es auch bei den Einwanderinnen in allen Religionsgruppen eine erhebliche Minderheit gibt, die sich als nicht oder wenig religiös versteht. In dem Faktor Religiosität weisen 30 Prozent der Katholikinnen, 23 Prozent der Orthodoxen und 24 Prozent der Musliminnen eine solche eher nicht religiöse Grundhaltung auf. Bei den Protestantinnen stellt diese Gruppe mit 59 Prozent sogar die Mehrheit dar (bei den Befragten ohne Religionsgemeinschaft sind es 78%).

3. Gleiche Vorstellungen und Lagen

Neben Unterschieden teils von einem erheblichen Teil bei familiären Orientierungen, teils um von einer Minderheit wie bei der Akzeptanz einer arrangierten Ehe geäußerten Einstellungen gibt es Übereinstimmungen mit einheimisch deutschen jungen Frauen.

Der Anteil der Mädchen, die konventionelle Geschlechterrollen befürworten, ist genau so groß wie derjenigen, die dies nicht tun. **Partnerschaftliche Muster** in der Ehe, Berufstätigkeit der Mutter und Rollentausch sind Fixpunkte einer nicht konventionellen Zuordnung der wirtschaftlichen Rolle an den Mann, Problematisierung der Berufstätigkeit von Müttern und Ablehnung von Rollentausch Fixpunkte einer konventionellen Geschlechterrolle. Den Statements, die auf eine traditionelle oder konventionelle Rollenverteilung zwischen Frau und Mann verweisen, stimmt, wenn sie positiv formuliert sind, nur ca. ein Viertel der Mädchen zu. Am meisten abgelehnt wird das Ansinnen, dass dem Mann der Beruf und der Frau der Haushalt vorbehalten (75%) sei. Nach Meinung der weitaus meisten Mädchen sollen Mann und Frau gemeinsam zum Haushaltseinkommen beitragen (83%). Der Beruf stellt beinahe für ebenso viele das beste Mittel zur Unabhängigkeit (79%) dar und führt nicht dazu, dass das Vertrauensverhältnis zu den Kindern beeinträchtigt wird (77%). Ausdifferenzierter werden andere Statements beantwortet. Mehr Befragte wählen die Kategorie „stimme teilweise zu“ wenn Haushalt und Kinder in der

Gewichtung zu einem Beruf bewertet werden müssen, wenn die Hausfrauenarbeit mit einem bezahlten Beruf abgewogen werden muss oder das (mögliche) Leiden des Vorschulkindes unter der Berufstätigkeit bewertet wird. Unter dieser allgemeinen Tendenz kommen Unterschiede nach nationaler Herkunft zum Tragen. Junge Frauen aus Aussiedlerfamilien sind etwas häufiger als die übrigen an einem konventionellen Frauenbild ausgerichtet und lehnen die Behauptung ab, dass sie in der Religion unterdrückt würden (93%). Mädchen mit jugoslawischem Hintergrund sind seltener konventionell ausgerichtet.

Nicht verkannt werden darf, dass es auch zahlreiche gemeinsame Erfahrungen von einheimisch deutschen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund gibt: Beide haben Schwierigkeiten, zwischen dem Wunsch nach Sicherung durch einen Beruf und den Verpflichtungen als Hausfrauen und Mütter zu balancieren, beide Gruppen haben trotz guter und besserer Schulabschlüsse als junge Männer derselben nationalen Gruppe größere Schwierigkeiten, eine Ausbildungsstelle und nach der Ausbildung eine berufliche Position zu erhalten. Von daher ist ein Blick auf die Gemeinsamkeiten sinnvoll.

4. Forderung nach Berücksichtigung der Ressourcen

In verschiedenen Zusammenhängen ist in der Untersuchung auf die Ressourcen der Mädchen und jungen Frauen hingewiesen worden, über die sie zur eigenen Lebensgestaltung, aber auch bereichernd für die Gesamtgesellschaft verfügen: das Frauenbild, das die Vereinbarkeit von Familienarbeit und Beruf enthält, die Mehrsprachigkeit, der Wunsch der meisten Mädchen und jungen Frauen, diese auch für die nächste Generation zu erhalten, indem sie die eigenen Kinder zweisprachig zu erziehen gedenken, und nicht zuletzt die psychische Stärke des weitaus größten Teils. Auch der durchgehende Wunsch nach Kindern, heute als wichtige Grundlage für die Zukunft der Gesellschaft thematisiert, der familiäre Zusammenhalt und die emotionale Bindung an die Herkunftsfamilie stellen als soziale Kompetenzen wichtige Ressourcen in der Gesellschaft dar, deren Solidarität sich immer weniger auf den finanziellen Generationenausgleich verlassen kann. Die engen innerfamiliären Bindungen sollten nicht als Hemmnis, auf die Familien oder einzelne Mitglieder integrativ einwirken zu können, betrachtet werden, sondern Konzepte sollten diese innerfamiliäre Kohäsion nutzen. Dies bedeutet, dass Beratungskonzepte stärker systemisch orientiert sein müssten. Es hilft wenig, die Mädchen stärken zu wollen, ohne gleichzeitig die Familie als System mit ein zu beziehen oder den Jungen ein entsprechendes Angebot zum Überdenken und zur alternativen Ausgestaltung ihrer geschlechtsspezifischen Rollenmuster zu machen. Mädchen- und Frauenarbeit muss – insbesondere vor dem Hintergrund einer starken Orientierung an Ehe und Familie, auch die zukünftigen Partner in den Blick nehmen.

Als Ressource kann auch die hohe Lebenszufriedenheit trotz insgesamt eher ungünstiger sozialer Rahmenbedingungen (Wohnsituation, finanzielle Ausstattung) betrachtet werden. Sie verweist auf eine hohe Frustrationstoleranz dieser Gruppe von jungen Frauen. Die erhebliche Zahl an Bildungsaufsteigerinnen, die unser Sample aufweist, die trotz hemmender Erfahrungen mit dem Sitzenbleiben (sogar in der Sekundarstufe II) ihren schulischen Weg erfolgreich weiterverfolgen, sind Hoffnungsträgerinnen und role-models nicht nur für die ethnische community sondern auch für den deutschen Bildungs- und Arbeitsmarkt, der den Individuen immer mehr Eigeninitiative, Frustrationstoleranz und nicht zuletzt Mobilität abverlangt. Hier bringt der erhebliche Teil von jungen Frauen einzelner Migrantinnenpopulationen, die berufliche Perspektiven auch im Herkunftsland der Familie mitdenken, Einiges an Motivation und Durchsetzungsvermögen mit.

Das Ziel der Familiengründung, das einher geht mit Vorstellungen der Vereinbarkeit von Beruf und Familie muss aufgegriffen und unterstützt werden. Auch diejenigen jungen Frauen unserer Untersuchung, die in den nächsten Jahren heiraten, Mutter werden und eventuell nicht oder phasenweise nicht berufstätig sein werden (bzw. wollen), sollten in ihren spezifischen Bedürfnissen und Interessen gefördert werden. Ihr Ziel der zweisprachigen Erziehung ihrer Kinder sollte aufgegriffen und es sollten Hilfen in Form von Mutter-Kind-Einrichtungen für Kinder im Vorschulalter und Vorkindergartenalter angeboten werden. Dieses könnte z.B. in Form von „Mütterschulen“ in Stadtteil orientierten Frauenzentren oder durch die Öffnung von Kindertageseinrichtungen im Hinblick auf Bildungsangebote für die Eltern geschehen. Diese Angebote sind wohnortnah anzusiedeln.

Da der Familialismus die Generationenbeziehungen und Zukunftsplanung der Einzelnen in einem nicht unerheblichen Teil von Migrationsfamilien prägt, sollte er als ein stützendes und förderndes Element wahrgenommen werden. Jede Pädagogin und jeder Pädagoge sollte mit seinen verschiedenen Ausprägungen und Wirkungsfeldern vertraut sein und ihm vorurteilsfrei begegnen. Dazu bedarf es der Einbindung von Wissen über Familienorientierungen, die nicht der deutschen Normalfamilie entsprechen, in Lehrbücher, aber auch ihrer Thematisierung in der Öffentlichkeit (z.B. von Seiten der Familienpolitik). Notwendig wäre hier eine verbesserte Ausbildung des pädagogischen Fachpersonals im Hinblick auf interkulturelle Kompetenzen und somit auf kultursensible Arbeit. Die fehlende Inanspruchnahme von Hilfen bei familiären Problemen deutet darauf hin, dass sich die Mädchen und jungen Frauen in den bestehenden Angeboten nicht aufgehoben fühlen und in der öffentlichen Thematisierung nicht wieder finden.

Die Familien der meisten Mädchen und jungen Frauen wie auch diese selbst sind an einer guten Schulbildung interessiert; auch dies stellt eine Ressource dar. Vor diesem Hintergrund sind die diskontinuierlichen Bildungskarrieren, über die ein erheblicher Teil der Mädchen verfügt, zerstörend und Chancen verletzend. Ebenso wie deutsche Mädchen gelten Mädchen mit Migrationshintergrund – im Vergleich zu Jungen desselben Hintergrundes - in der Schule als eher angepasst, kaum auffällig und leicht zu handhaben, mit Ausnahme von Problemen im Schulalltag, die durch religiös bedingte Verhaltensweisen einzelner Mädchen auf Seiten der Schulverantwortlichen konstatiert werden: z.B. bei dem Wunsch nach Befreiung vom Sexualkunde-, Sport- oder Schwimmunterricht und in Fragen des Kopftuchtragens sowie der Verweigerung einer Teilnahme an

Klassenfahrten. Einzelfallhilfen für die Mädchen werden oftmals zu sehr auf die Hinführung zu einer selbst bestimmten, modernen Lebensführung fokussiert, die nach gängiger Auffassung scheinbar zwangsläufig mit einer Ablösung von der Familie verbunden sein muss. Zu wenig werden die von den Mädchen und jungen Frauen selbst gewünschten Ziele im Hinblick auf eine Beibehaltung traditioneller/religiöser Verhaltensweisen auf der einen und bildungs- und berufsbezogener Aufstiegswünsche auf der anderen Seite betrachtet. Auch Mädchen mit enger Familienbindung, bei denen die Gründung einer eigenen Familie keine Loslösung vom (auch räumlichen) familiären Kontext bedeutet, sind bildungs- und berufsorientiert. In der Umsetzung dieser Ansprüche in Bildungs- und Berufschancen liegt der Beitrag, den die deutschen Bildungseinrichtungen und die deutsche Gesellschaft für die Integration der Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund leisten könnten und leisten müssten. Dabei sollte die Familie nicht als Hemmschuh, sondern als (zumindest) mentale wie finanzielle Unterstützung Achtung erfahren. Über die Bildung wird ein soziales Milieu für das Aufwachsen der künftigen Generation(en) von Kindern geschaffen, das eine eigene wirtschaftliche Existenz ermöglicht und ein kooperatives und friedliches Zusammenleben von Einheimischen und Zugewanderten möglich macht, auch wenn die Mädchen und jungen Frauen ihrer ethnischen Gruppe verbunden bleiben.

5. Konsequenzen

Auch die Ergebnisse unserer Untersuchung werden – so ist zu befürchten – nicht dazu beitragen, das Bild von den zwischen den Kulturen zerrissene Frauen und Mädchen mit Migrationshintergrund zu korrigieren. Die Öffentlichkeit und die Medien, aber auch beachtliche Teile der politischen Meinungsbildner und –bildnerinnen sind wenig bereit, ihr Bild von dieser Gruppe infrage stellen zu lassen. Sie wollen dabei bleiben, dass Zweisprachigkeit ein Risiko für den Sprachlernprozess, kulturelle Sozialisation schädlich für die Identitätsbildung, das Leben in den ethnischen Communities hinderlich für die Integration in die deutsche Gesellschaft ist. Vor allem wollen sie den Grund und damit die Schuld für die Probleme im Hinblick auf Eingliederung und Zusammenleben von Einheimischen und Eingewanderten einseitig den eingewanderten zuweisen und den großen Anteil, den die deutschen Institutionen und letztlich die deutsche Politik daran haben, ignorieren. Sie werden sich vor allem ihr Bild von jungen Frauen mit Migrationshintergrund nicht nehmen lassen.

Die wissenschaftlichen Veröffentlichungen, die junge Frauen mit Migrationshintergrund und insbesondere muslimische Frauen mit Rückständigkeit gleichsetzen, sind zahlreicher und vor allem in der Wirkung nachhaltiger als jene, die zur Differenzierung aufrufen. Sie bestätigen das Bild, das durch die Alltagsdeutungen, die Medien und die Trivialliteratur produziert wurde und das mittlerweile eine enorme Beharrungskraft entwickelt hat. Einer der Gründe für die Annahme dieses Bildes, für die Beharrlichkeit, mit den Informationen, die diesem Stereotypen auf einem in den westlichen Industrieländern unhinterfragten Grundverständnis basieren, nämlich auf der Konstruktion des Gegensatzes zwischen orientalistischem und okzidentalisiertem, zwischen traditionellem und (post)modernem Denken. Die Stereotypen in bezug auf Mädchen muslimischen Glaubens wirken verfestigt. Die Angehörigen dieser Gruppe werden zu Außenseiterinnen gemacht.

Die Definition der jungen Frauen mit Migrationshintergrund als Außenseiterinnen hat Bedeutung für viele Bereiche ihres Lebens in Deutschland. Ihnen wird der Zugang zu Ressourcen verwehrt, sie müssen sich ständig gegen Fremdbilder wehren, wenn sie Chancen erhalten oder wahren wollen. Der Prozess der Definition als Außenseiterinnen muss auf dem Hintergrund der Machtstruktur in unserer Gesellschaft gesehen werden, in der Deutsche meistens diejenigen sind, die über Ressourcen verfügen (als Ausbilder, Arbeitgeber, Vermieter) und die Fremden stets diejenigen, die um Ressourcen nachfragen und denen Zugänge zu knappen Gütern verweigert werden können und auch werden, wenn sie sich nicht den Kriterien, die die Herrschenden festlegen, unterwerfen. Mädchen mit Migrationshintergrund haben allein deswegen reduzierte Lebensmöglichkeiten und soziale Chancen, weil sie als Außenseiterinnen definiert werden, gleich wie sie im einzelnen auch denken und fühlen mögen oder wie sie sich verhalten.

Es gibt (manchmal, häufig) Unterschiede zwischen jungen Frauen mit Migrationshintergrund und deutschen jungen Frauen, nicht alles sind Zuschreibungen. Nicht das Aufzeigen des Unterschiedes ist das Wichtigste, sondern die Bewertung der Unterschiede. Gut oder richtig (bzw. vorsichtiger ausgedrückt: funktional für die Anforderungen der Industriegesellschaft) sind die Werte, Normen und Orientierungen der Majorität, schlecht, bemitleidenswert, dysfunktional die Vorstellungen der Minderheiten. Hier Veränderungen einzufordern ist eine der wichtigsten Aufgaben der interkulturellen Pädagogik.

Quellen:

Boos-Nünning, Ursula/Karakaşoğlu, Yasemin (2004)

Körperbewusstsein und Sexualität bei Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund. In : Merken, Hans/Zinnecker, Jürgen (Hrsg.): Jahrbuch der Jugendforschung. Band 4, Leske und Budrich, Opladen. S. 50-78.

Boos-Nünning, Ursula/Karakaşoğlu, Yasemin (2005)

Viele Welten leben. Lebenslagen von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund. Waxmann. Münster u.a. (2. Auflage 2006).

Boos-Nünning, Ursula/Karakaşoğlu, Yasemin (2005)

Familialismus und Individualismus. Zur Bedeutung der Familie in der Erziehung von Mädchen mit Migrationshintergrund. In: Fuhrer, Urs/Uslucan, Haci-Halil (Hrsg.): Familie, Akkulturation und Erziehung. Migration zwischen Eigen- und Fremdkultur. Stuttgart. S.126-149.

Boos-Nünning, Ursula/Karakaşođlu, Yasemin (2005)

Welche Ressourcen haben junge Migrantinnen? Plädoyer für einen Perspektivenwechsel. In: Migration und Soziale Arbeit, 3/4. S. 219-232.

Boos-Nünning, Ursula/Karakaşođlu, Yasemin (2005)

Viele Welten leben. Lebenslagen von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund. Kurzfassung.
<http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung5/Pdf-Anlagen/viele-welten.property=pdf.pdf>

Boos-Nünning, Ursula/ Karakaşođlu, Yasemin (2005)

Heiratsverhalten und Partnerwahl von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund. In: ZAR 10/2005. S. 327-333.

Macht Migration Frauen krank?

Dr. med. Murat Ozankan, Migrantenambulanz Rheinische Kliniken Langenfeld

"Nasreddin Hoca", fragten die Leute, "wie geht es dir?" "Oh" antwortete der Hoca, "kommt ganz darauf an, wer mich fragt." Die kleine Szene aus der türkischen Erzähltradition ist lehrreich: Gesundheit und Krankheit sind keine objektiven, von einem Individuum feststellbaren Tatbestände - weder von denen, die eine Beeinträchtigung mitteilen, noch von "Experten", die die Diagnose formulieren. Ebenso wenig allgemeingültig sind Annahmen und Kenntnisse über den besten Weg zur Erhaltung oder Wiederherstellung von Gesundheit. Dies gilt bereits innerhalb eines Kulturkreises, umso mehr im Hinblick auf verschiedene Kulturen bzw. Migrantenkulturen.

Zwischen Menschen bestehen Unterschiede. Sie sind tiefgreifend oder oberflächlicher. Als Wissenschaftler, Praktiker haben wir eine besondere Perspektive und rechnen die Unterschiede in verschiedener Weise der persönlichen Eigenart, der sozialen Situation, dem Geschlecht, der Biologie, den Machtverhältnissen oder eben den Kultur zu. Wenn es einen Bezug zwischen Kultur und Krankheit gibt, dann drängen sich einige Fragen auf:

- Gibt es Erkrankungen, die auf bestimmte Kulturen beschränkt sind?
- Bestehen Unterschiede in der Häufigkeit der Erkrankungen und lassen sich kulturelle Faktoren nachweisen, welche das Auftreten bestimmter Erkrankungen begünstigen?
- Wie sind die Reaktionen des Patienten auf das Erleben der Krankheit? Ist es eher die intellektuelle Auseinandersetzung oder die körpernah somatisierte Ausdrucksform?
- Wie sind die Reaktionen der Umwelt auf die Erkrankung?

Kommt es zu einer verstärkten Zuwendung oder Abweisung bis zur Ausgrenzung?

Verwey weist auf das Problem der Kulturalisierung von Krankheit bei Migranten hin: „Wenn wir stehen bleiben bei der Fragestellung kultureller Verschiedenheiten, benützen wir Kultur im Sinne einer Schublade. Bei beliebigen Patienten unvertrauter kultureller Herkunft ziehen wir die Schublade „Wissen über andere Kulturen“ und suchen uns das passende Rezept heraus. Betrachten wir demgegenüber Kultur als Prozess, dann beinhaltet dies das Verständnis für Wechselwirkungen und Wandlungsvorgänge sowie die Bereitschaft, sich mit der eigenen Kultur auseinanderzusetzen.“

Meine persönliche Auseinandersetzung mit meiner kulturellen Identität fing durch meine eigene Migration vor auf den Tag genau 12 Jahren aus Istanbul in die Bundesrepublik Deutschland an. Dadurch, dass ich unmittelbar direkt nach meiner Migration im Rahmen meiner Doktorarbeit mit ca. 350 türkischen Familien in Kontakt kam, die meist aus ghettoähnlichen Wohngebieten aus Köln stammten, konnte ich über aus vielen verschiedenen Regionen der Türkei stammenden Landsleute die ersten Eindrücke gewinnen. Titel der Doktorarbeit in der Kinder- und Jugendpsychiatrie in der Uniklinik Köln lautete: „Verhaltensauffälligkeiten türkischer Kinder im Einschulungsalter aus transkultureller Sicht“. Ich war damals ziemlich überrascht, wie skeptisch die türkischen Eltern gegenüber deutschen Institutionen waren, wie wenig sie (im Vergleich zu in der Türkei lebenden Türken) über psychiatrische Erkrankungen wussten und wie wenig Hilfsangebote sie in Anspruch genommen hatten und das, obwohl sie ihre Kinder deutlich verhaltensauffälliger einschätzten als deutsche Eltern ihre Kinder.

Während meiner Weiterbildung zum Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie in verschiedenen Kliniken kam ich des Öfteren durch die so genannten Ad-Hoc Konsultationen nach dem Motto: „Hast du mal eben fünf Minuten Zeit für einen Landsmann von Dir“ öfters mit meinen Landsleuten im Kontakt. Dies geschah meistens in kritischen Situationen wie Notaufnahmen, Kriseninterventionen auf Stationen, in Gesprächen mit uneinsichtigen Familienangehörigen, oder richterlichen Anhörungen zwecks geschlossener Unterbringung. Und schließlich seit drei Jahren arbeite ich als Leiter einer psychiatrisch-psychotherapeutischen Migrantenambulanz, wo wir es gewagt haben, in unserer klinischen Tätigkeit die Aufmerksamkeit auf Stellen zu richten, die aus unseren bisherigen beruflichen Erfahrungen eher vernachlässigt wurden, oder gar mit Vorbehalten und Vorurteilen belastet sind.

Theoretisch haben Migranten, die in der Gesetzlichen Krankenversicherung versichert sind, dieselben Rechte wie die Deutschen. De facto trifft dies jedoch nicht zu. Durch ihre oft unzureichenden Deutschkenntnisse, institutionelle Barrieren und die fehlenden Kenntnisse der Funktionsweise des deutschen Gesundheitssystems kann ihre Stellung zumindest als erschwert, eher als benachteiligt charakterisiert werden. Migranten in Deutschland haben insgesamt häufiger Probleme mit Infektionskrankheiten (Tuberkulose, chronische Hepatitis) und den damit verbundenen Folgekrankheiten. Oft sind Krankheiten bei der Ankunft bereits chronisch geworden, weil die medizinische Versorgung in den Herkunftsländern schlecht war.

Insbesondere der Start in Deutschland ist für Migranten häufig mit harter Arbeit und geringer Bezahlung verbunden. Hinzu kommen die Angst vor der neuen Lebensumwelt, andere kulturelle Umgangsformen und das Heimweh. Diese psychischen Belastungen führen häufig zu Magen-Darm-Erkrankungen, Rücken- und Kopfschmerzen sowie Herz-Kreislaufkrankungen. Türkische Männer erleiden deutlich mehr Arbeitsunfälle und Herzinfarkte als ihre deutschen Kollegen. Mutter werdende Migrantinnen nehmen die Schwangerschaftsvorsorge seltener und sehr viel später in Anspruch. Auch die Kinder werden seltener zu den Früherkennungs-Untersuchungen geschickt. Während bei deutschen Schulanfängern gut 90% die Untersuchungen nachweisen können, sind es bei Kindern von Migranten nur 50%.

Dass verschiedene ethnische Gruppen Gesundheitseinrichtungen in unterschiedlicher Weise in Anspruch nehmen, ist weltweit dokumentiert worden. Unterschiede in der Inanspruchnahme psychiatrischer Behandlungsangebote können zurückzuführen sein auf Informationsmangel, unzureichende Kenntnisse über die Strukturen des Gesundheitssystems Unterschiede in der Morbidität, in Gesundheitsüberzeugungen und –konzepten, in der sozialen Unterstützung, in der finanziellen Unsicherheit (insbesondere bei illegalen Migranten) in Bewältigungsstrategien und in bisherigen Erfahrungen mit Behandlungseinrichtungen. Sie können auch bedingt sein durch kulturelle und sprachliche Barrieren.

Daten zeigen, dass alle ethnischen Minoritäten ihre primär versorgenden Allgemeinärzte häufiger aussuchen als die Allgemeinbevölkerung und diese Inanspruchnahme beim Vorhandensein eines psychischen Problems steigt. Überweisungen aus dem Bereich der somatischen Medizin in die Psychiatrie oder psychosoziale Versorgung erfolgen jedoch – wenn überhaupt – zu spät bei bereits bestehender Chronifizierung.

Bedürfnisangepasste kultursensible psychiatrisch-psychotherapeutische Behandlung in der Migrantenambulanz der Rheinischen Kliniken Langenfeld

Unser Angebot zur Überwindung von Zugangsbarrieren des öffentlichen Gesundheitsdienstes hat März 2004 begonnen und bisher einen recht erfolgreichen Verlauf genommen. Es geht um die Erweiterung in der interkulturellen Öffnung durch die Einstellung von Fachpersonal mit direkten oder indirekten Migrationserfahrungen, die sowohl die Kultur, die Systeme und Sprache von Deutschland als auch ihres Herkunftslandes kennen, und die erlebt haben, was es für die eigene Identität, Entwicklung und Lebensplanung bedeutet, in einer Gesellschaft als Migrant/-in zu leben.

Die interkulturelle Öffnung stellt einen Prozess dar, der eine finanzielle und politische Grundlage braucht. Für das Fortbestehen der Migrantenambulanz über die Modellphase hinaus war von Beginn an die Voraussetzung zu erfüllen, dass sich das Projekt finanziell selbstständig trägt. Der Träger hat den günstigen Zeitpunkt im politischen Willen zur deutschen Einwanderungspolitik genutzt, um die ihm bekannte geringe Inanspruchnahme der psychiatrischen Hilfsangebote durch Patienten/-innen mit Migrationshintergrund anzugehen. Obwohl im Jahr 2002 im Versorgungsgebiet der insgesamt neun Rheinischen Kliniken der Anteil der Migranten/-innen an der Gesamtbevölkerung etwa 11 bis 13% war, entsprach ihr Anteil an den stationären Aufnahmen nur 3,9%. Frauen waren sogar nur mit 3% vertreten. Besonders in Tageskliniken (Anteil 2,4 %) und in den Psychotherapiestationen (Anteil 2,1%) sind Migranten/-innen unterrepräsentiert, einen höheren Anteil finden wir nur im forensischen Bereich mit knapp 10%.

Unsere Zielgruppe in der Migrantenambulanz

Unser Behandlungsangebot richtet sich vorrangig an türkisch sprechende Patienten/-innen. Andere Nationalitäten bilden kein Ausschlusskriterium, etwa fünf Prozent kommen aus anderen Ländern wie Marokko, Iran, Polen, Sri Lanka, Kongo etc. Ab April 2007 werden spezifische muttersprachliche Angebote auch für die Gruppe der russischsprachigen Migranten/-innen angeboten.

Behandelt werden Patienten/-innen mit psychiatrischen Erkrankungen, wie organischen psychischen Störungen, schizophrenen und affektiven Psychosen, neurotischen Störungen, wie depressiven Störungen, Angststörungen, Anpassungsstörung, Persönlichkeitsstörungen; Suchterkrankungen sowie seelischen Erkrankungen im höheren Lebensalter.

Die Migrantenambulanz der Rheinischen Klinik Langenfeld arbeitet als Spezialambulanz auf eine Integration zu, d. h. durch Vermittlungen innerhalb der Institutionen des Gesundheits- und Sozialwesens bildet die Migrantenambulanz eine Brücke im Netzwerk der Versorgungsinstitutionen und schließt damit eine Bedarfslücke, indem sie für eine spezielle Zielgruppe den Zugang ins Versorgungssystem öffnet. Diese Aufgabe nehmen wir insbesondere auch in der Behandlung der psychisch erkrankten älteren Migranten/-innen wahr. Der Mangel an Sprachkenntnissen ist bei ihnen größtenteils trotz langen Aufenthalts in der BRD aufrechterhalten.

Obwohl die ausländische Bevölkerung im Vergleich zur deutschen deutlich jünger ist, wächst bei ihr die Zahl der über 60-jährigen kontinuierlich. Von 1995 bis 2003 wuchs die Gruppe der über 60-jährigen Migranten/-innen um 77% auf 758 000 Personen an. Es wird erwartet, dass die Zahl bis zum Jahr 2010 auf ca. 1,3 Mio., bis zum Jahr 2020 auf ca. 2 Mio. und bis zum Jahr 2030 auf ca. 2,85 Mio. anwachsen wird. Die hohe Armutsrisikoquote für Migranten/-innen ab 60 Jahre ist mit 32,1% deutlich höher als für Deutsche 9,7%. Es ist eher mit einer verstärkten Pendelmigration als mit einer dauerhaften Rückkehr zu rechnen, und dies ist auch häufig zu beobachten.

Die Differenzierung nach Geschlechtern zeigt erstaunliche Unterschiede zwischen Deutschen und Migranten/-innen, aber auch unter den verschiedenen Migrantengruppen. Demnach herrschte bereits im Jahr 1998 bei den in Köln wohnenden deutschen Staatsbürgern über 55 Jahren ein Frauenüberschuss - bei den türkischen Migranten/-innen genau umgekehrt. Der Anteil Männer war doppelt so hoch wie der Anteil Frauen (Dietrich 1999). Die Studie „Private Hilfenetze“ von Schubert belegt, dass das Klischee, die Migranten/-innen hätten große Familien und seien untereinander sehr hilfsbereit und sorgten selbstverständlich für ihre Angehörigen, nicht mehr uneingeschränkt gültig ist (Schubert, 1990). Bei den Angeboten kultursensibler Altenhilfe und Altenpflege sind in den letzten Jahren in einigen Bundesländern Fortschritte zu verzeichnen, die zum Teil Struktur bildenden

Charakter haben. Allerdings kann bisher noch nicht von einer umfassenden und systematischen kultursensiblen Versorgungslage ausgegangen werden.

Behandlungsangebote der Migrantenambulanz

Psychiatrische Behandlung inkl. Diagnostik und Pharmakotherapie unter Einbeziehung der Angehörigen und der Betreuer in den komplementären Diensten stellt unsere wichtigste Aufgabe dar. Die Diagnostikphase umfasst meist die ersten fünf Sitzungen à 40 Minuten, bei der biographische, fremdanamnestiche und bisheriger Behandlungsverlauf erhoben werden. Hierbei fällt uns auf, dass insbesondere wahnhaftige Depressionen als Psychosen verkannt wurden.

Kurz zu Pharmakotherapie: Bei ambulanten Erstgesprächen, zu dem die Patienten/-innen ihre Medikamente mitbringen sollen, waren sehr hohe Angaben bezüglich des Medikamentenkonsums festzustellen. Die Anzahl der mitgebrachten Schachteln gaben Hinweise auf häufige Wechsel der Präparate wie auch auf eine schlechte Compliance bezüglich der Medikation. Nicht selten waren die Medikamentenverpackungen kaum angerührt worden, oder die Medikation wurde bereits nach einmaliger Einnahme von den Patienten/-innen wegen »Unverträglichkeit« ohne Rücksprache mit den Behandlern/-innen abgesetzt. Es war auch wahrscheinlich, dass den Patienten/-innen mehrere behandelnde Ärzte ohne Wissen voneinander Medikamente verordnet hatten. Im Bereich nicht indizierter Medikamente besteht eine Überversorgung. Wir konnten feststellen, dass eine Vielzahl somatisierender Patienten/-innen körperliche Klagen als Eröffnungszug bei Konsultation einsetzen. Dieses Phänomen hat Brucks bereits als „Einverständnis im Missverständnis“ erklärt.

Beratung und Informationsgespräche finden oft in externen Institutionen, wie Arbeiterwohlfahrt, Moscheevereine statt und stellen einen wichtigen Aspekt unserer aufsuchenden Arbeit dar.

Bei Krisenintervention in akuten Notlagen erfolgten bisher ca. 80 stationäre Krankenhauseinweisungen, keine davon gegen den Willen der Patienten/-innen.

ambulante Arbeitstherapie in Zusammenarbeit mit der Abteilung für Ergotherapie

Beratungstätigkeit zugunsten der Stationen, der Tagesklinik und Suchtambulanz der Rheinischen Kliniken Langenfeld sowie externen Institutionen, die sich interkulturell öffnen möchten.

Interkulturelle Supervision: Einmal monatlich steht allen therapeutischen Mitarbeiter/-innen der Klinik die Teilnahme an einer "Supervisions-Werkstatt" unter der Leitung von Herrn Dipl.-Psych. Marian Juszcak (Psychoanalytiker DPV/DPGT) offen. Diese Maßnahmen wurden eingeleitet, um die allgemeinfachliche Kompetenz aller Mitarbeiter/-innen der Rheinischen Kliniken Langenfeld in Bezug auf Migration spezifische Themenstellungen zu sensibilisieren.

Voraussetzungen für die Behandlung

Hier findet die Niederschwelligkeit am deutlichsten Ausdruck. Beim telephonischen Erstkontakt spielen die Türkisch-Kenntnisse der Mitarbeitern/-innen eine wesentliche Rolle.

Die Terminvereinbarung in der Migrantenambulanz erfolgt auf Nachfrage von Patienten/-innen, Hausärzten/-innen, Angehörige oder Betreuer/-innen (aus Köln, Bonn, Duisburg, Gelsenkirchen, Krefeld)

Die Überweisung der Patienten/-innen erfolgt durch Hausärzte und anderen Fachärzte

Die Abrechnung erfolgt mit den gesetzlichen Krankenkassen über Fallpauschale pro Quartal, Abrechnung der psychotherapeutischen Behandlung über Krankenschein.

Kooperationspartner/-innen der Migrantenambulanz

Wie bereits dargestellt, bewegen wir uns in unserer Arbeit in Netzwerken. Unsere fachübergreifenden Kooperationspartner/-innen mit denen wir in regelmäßig in „Face to Face“ Kontakt stehen, sind u.a.:

Niedergelassene türkischsprachige Ärzte/-innen verschiedener Fachrichtungen. Der Anteil der überweisenden Allgemeinärzte/-innen, die selber türkisch sprechen und ursprünglich aus dem türkischen Kulturkreis stammen beträgt ca. 75%.

Gesundheitszentrum für MigrantInnen Köln

Der Arbeitskreis türkischsprachiger Psychotherapeuten (www.aktpt.de) ist ein unabhängiger Zusammenschluss von Psychotherapeuten/-innen unterschiedlicher Berufsgruppen.

Die Deutsch-Türkische Gesellschaft für Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosoziale Gesundheit e.V.

Sozialpsychiatrische Zentren – Familienberatung

Informations- und Kontaktstelle für die Arbeit mit älteren Migranten (IKoM)

Arbeiterwohlfahrt – Internationale Beratungs- und Betreuungszentren für MigrantInnen

Caritasverband - Internationaler Sozialdienst Therapiezentrum für Folteropfer.

Psychosoziales Zentrum für ausländische Flüchtlinge.

Berufliches Therapiezentrum Köln

Kipkel e.V.: Präventionsprojekt für Kinder psychisch kranker Eltern.

Früherkennungs- und Therapiezentrum für schizophrene Erkrankungen

Inanspruchnahme der Migrantenambulanz

Mit dem bestehenden Angebot konnte eine deutliche Reduzierung der Schwellenangst türkischsprachiger Patienten/-innen erreicht werden. Dies bezieht sich insbesondere auf türkisch sprechende Patientinnen, (also Frauen), die etwa zwei Drittel des Klientel der Migrantenambulanz ausmachen. Dies ist insoweit bemerkenswert, als im stationären Kontext zu etwa 75% türkisch sprechende männliche Patienten behandelt werden.

Dass Frauen anders krank sind als Männer, anders versorgt werden und die Gesundheitsversorgung anders in Anspruch nehmen, ist inzwischen bekannt. In Deutschland ist die Geschlechterperspektive erst im letzten

Jahrzehnt in den Blickpunkt der gesundheitswissenschaftlichen Forschung gerückt. In der geschlechtsspezifischen Betrachtung von Gesundheit und Krankheit werden sowohl Faktoren des biologischen Geschlechts (*sex*) als auch des sozialen Geschlechts (*gender*) berücksichtigt, womit unterschiedliche Geschlechterrollen und geschlechtsspezifische Anforderungen in die Betrachtung eingeschlossen sind.

Unterschiede in Bezug auf die Entstehung, die Häufigkeit und den Verlauf von Krankheiten sowie auf die Entwicklung von Methoden und Maßnahmen, um spezifische gesundheitliche Probleme, Ressourcen und Versorgungsbedürfnisse von Frauen und Männern erkennen und diesen in der Gesundheitsversorgung und Prävention adäquater gerecht werden zu können, sind zentrale Fragen der Frauengesundheitsforschung. Statistiken und Studien offenbaren deutliche geschlechtsspezifische Unterschiede in Bezug auf Mortalität und Morbidität sowie hinsichtlich des Risiko-, Vorsorge- und Krankheitsverhaltens und Unterschiede bei der Wahrnehmung und Bewertung körperlicher Symptome.

In westlichen Industrieländern zeigt sich das so genannte Geschlechterparadox, wonach Frauen eine etwa um sieben Jahre höhere Lebenserwartung haben, aber gleichzeitig häufiger mit ihrem Gesundheitszustand unzufrieden sind und häufiger als Männer unter psychischen und psychosomatischen Krankheiten leiden. Zur Erklärung der Geschlechtsunterschiede in Bezug auf Morbidität und Mortalität wurden folgende Faktoren in den Vordergrund gestellt:

- biologisch-genetische Faktoren bzw. Risiken,
- erworbene Risiken,
- psychosoziale Risiken
- Symptomwahrnehmung und Krankheitsverhalten sowie die Bereitschaft, über Krankheit und Befindlichkeit zu berichten,
- Erfahrungen mit dem Gesundheitssystem.

Die höhere Sterblichkeit männlicher Neugeborener und größere Anfälligkeit von Jungen für Infektionskrankheiten, der hohe Anteil an Krebserkrankungen der weiblichen Genitalorgane bei den Todesursachen oder die Schutzfunktion weiblicher Sexualhormone vor koronaren Herzkrankheiten belegen die Relevanz biologischer Unterschiede auf das Morbiditäts- und Mortalitätsgeschehen.

Untersuchungen zeigen, dass das medizinische Versorgungssystem auf Beschwerden von Männern und Frauen unterschiedlich reagiert. Geschlechtsstereotype beeinflussen auch die Arzt-Patient-Interaktion. So fließen bei Frauen häufiger psychosomatische Aspekte in die Diagnostik ein als bei Männern, deren Gesundheitsstörungen eher in rein somatische Kategorien gefasst werden.

Mythos Mittelmeersyndrom

Menschen ausländischer Herkunft scheinen oft schmerzempfindlicher zu sein als Deutsche – stimmt das eigentlich? Irgendwann bekommt es Jeder, der im Gesundheitswesen arbeitet, beigebracht. „Die sind eben kulturell anders!“, oder verkürzt: „Mittelmeersyndrom“, mit resigniertem Blick vermitteln es ältere, erfahrene Kollegen. IASP (International Association for the Study of Pain) hat 1986 versucht, eine allgemeingültige Definition für Schmerz zu schaffen: „Schmerz ist eine unangenehme Körperwahrnehmung, die mit aktuellen oder potentiellen Gewebeschädigungen einhergeht oder mit solchen Begriffen beschrieben wird.“

Darin ist enthalten, dass Schmerz immer mehrdimensional und die Kausalität von Schmerz nicht immer klar organisch ist. Schmerzen können also auch ohne jeden Körperschaden bestehen und sind als Schmerzen ernst zu nehmen. Schmerzen haben immer eine sensorisch-diskriminative, eine emotionale, eine kognitive und eine autonomvegetative Komponente. Der Schmerz einer Injektion beispielsweise hat meist einen vergleichsweise geringen nociziptiven Stimulus, aber einen enorm hohen Angstanteil, der mehr oder weniger durch kognitive Verarbeitung modifiziert wird. Das „Mittelmeersyndrom“ bleibt ein Mythos – es ist bis heute nicht konsistent beschrieben oder schlüssig nachgewiesen.

Es gibt Hinweise, dass bei Migrantinnen akute Schmerzen ähnlich empfunden, aber besonders bei Angehörigen niedriger Schichten vielleicht anders mitgeteilt werden. Unterschiede im gleichen Gesundheitssystem scheint es zwischen Migrantinnen und „Einheimischen“ kaum zu geben. Diese wenigen Unterschiede mit „Kultur“ zu begründen, ist momentan wissenschaftlich nicht belegbar.

In der ambulanten allgemeinmedizinischen Versorgung wurde zudem festgestellt, „dass eine Vielzahl somatisierender Patienten körperliche Klagen als Eröffnungszug bei Konsultation ihres Arztes einsetzen und damit Somatisierungen auch ein soziales Kunstprodukt der gegenseitigen Rollenerwartungen von Ärzten und Patienten aneinander darstellen“. Dieses Phänomen wird auch als „Einverständnis im Missverständnis“ beschrieben.

Ein Einverständnis besteht darüber, dass Arzt und Patient sich beide bemühen, die Schmerzen zu beseitigen. Sie befinden sich jedoch in einem gegenseitigen Missverständnis hinsichtlich der Behandlungserwartungen beziehungsweise der Therapieoptionen. Beide Beteiligten sind überzeugt, dass der andere nur die Reduktion der Schmerzsymptome wünscht beziehungsweise leisten kann, aber nicht das Gespräch über die psychosozialen Hintergründe führen will.

Die Lebenssituation zugewanderter Frauen unterscheidet sich in vieler Hinsicht von den zugewanderten Männern. Es ist davon auszugehen, dass Migrantinnen hinsichtlich ihrer Zugangsmöglichkeiten zum

Gesundheitsversorgungssystem stärker benachteiligt sind, da sie – und dies gilt zumindest für die so genannte erste Migrantengeneration – im Vergleich zu den Männern in den Herkunftsländern geringfügiger alphabetisiert sind, über niedrigere Bildungsabschlüsse verfügen, in geringerem Maße in das Erwerbsleben integriert sind und über geringere deutsche Sprachkenntnisse verfügen.

Darüber hinaus könnten geschlechtsspezifische Rollennormen und andere soziokulturelle Aspekte mit unterschiedlicher Relevanz für Männer und Frauen die Zugangsvoraussetzungen zum Versorgungssystem und die Kommunikation mit medizinischem Personal beeinflussen. Derzeit liegen aus Deutschland kaum Untersuchungen vor, die geschlechts- und migrationsspezifische Aspekte gleichermaßen berücksichtigen und damit sowohl geschlechts- als auch migrationssensible Interventionen ermöglichen.

Diagnoseübersicht

Das diagnostische Spektrum erstreckte sich über Anpassungsstörungen vorwiegend depressiver Prägung, über akute und chronische Psychosen auch zu Patienten/innen mit Erkrankungen aus dem Gerontopsychiatrischen- und Suchtbereich.

Unsere Entwicklungsperspektiven

Personelle Erweiterung des ambulanten Angebots durch verschiedene Berufsgruppen wie Ärzten/-innen, Psychologen/-innen, Sozialarbeiter/-innen mit unterschiedlicher kultureller und sprachlicher Zugehörigkeit. Allen voran steht unser Bedarf an sozialarbeiterischer Fachpräsenz.

Erweiterung der Ambulanz durch sowohl ein stationäres als auch ein tagesklinisches Angebot für Patienten/-innen mit Migrationshintergrund.

In der Planung ist derzeit das Modell einer „integrierten Station“, die für jeweils eine kleinere Gruppe von Migranten/-innen auch muttersprachliche spezifische Angebote hat.

Kooperation der Migrantenambulanz mit externen Leistungserbringern

Die Konzepte bei interkultureller Arbeit tragen zum Teil Gegensätze und Widersprüche in sich. Es sind Konzepte, die keinen Anspruch auf endgültige Wahrheit besitzen, und das ist gut. Sie leben davon, vorläufig zu sein, denn so bleiben sie dynamisch und passen sich dem jeweiligen Kontext an, in dem sich ihre Nützlichkeit erweist. Wenn es nicht um die ‚Wahrheit‘ geht, sondern um die Nützlichkeit, dann ist auch Widersprüchlichkeit kein überwindbares Problem. Gegensätze und Widersprüche sollten daher nicht unbedingt aufgelöst werden. Wir schlagen vor, sie als Ressource und Chance zu nutzen, wenn es darum geht, Menschen zu unterstützen, ihre Ziele zu (er)finden und ihren Weg dorthin zu gestalten.

Dr. med. Murat Ozankan
Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie
Rheinische Kliniken Langenfeld
Oberarzt der Migrantenambulanz
Kölner Str. 82
40764 Langenfeld
Tel: 02173/10 222 40
Murat.Ozankan@lvr.de

FORUM 1: Zwangsheirat

Referentin: Frau Isil Yildirim
Dipl. Pädagogin, Köln, agisra e. V.

Fachbegleitung: Frau Petra Hafele,
Fachpsychotherapeutin f. Traumatherapie,
Beratungsstelle für Frauen und Mädchen, RS
Frau Magdalena Skopnick, Kriminalbeamtin a. D.,
Runder Tisch Migration, Remscheid

Frau Yildirim definierte Zwangsverheiratung als eine Eheschließung, die unter Druck oder Drohung der Familie und des Umfeldes zustande kommt.

Definition:

Zwangsheirat ist eine Menschenrechtsverletzung
Gewalt an und Unterdrückung von Frauen
„Zustimmung“ zur Eheschließung unter Druck, Drohung, Erpressung, Gewalt
Zur Ehe gezwungen fühlen
In Gesellschaften, in denen die Großfamilie eine wichtige Rolle spielt
Sowohl Frauen als auch Männer betroffen
Nicht mit Religion verbunden
ZWANGSEHE versus ARRANGIERTE EHE

Zwangsverheiratungen sind dabei Ausdruck kultureller und nicht religiöser Prägungen, es handelt sich um eine Menschenrechtsverletzung. Die arrangierte Ehe wird von Frau Yildirim klar abgegrenzt, da sie die freiwillige Zustimmung zu Eheschließung voraussetzt.

An diesem Punkt wurde die Diskussion in der Gruppe mit einer Frage eingeleitet:

Inwiefern kann es Ausdruck eines selbst bestimmten Willens sein, wenn junge Frauen und Mädchen, die in patriarchalischen Familienverbänden aufwachsen, eine arrangierte Ehe eingehen?

Als Beispiel wurde ein Vorfall von einer Teilnehmerin der Gruppe geschildert:

Vorfall 2006: die Eltern eines 9jährigen Mädchens beschlossen 2006, gemeinsam mit den Eltern des jungen Mannes, dass die Eheschließung mit dem 16. Lebensjahr des Mädchens stattfinden sollte. In beiden Familien war es bisher üblich, dass die Mädchen (und auch Jungen) so versprochen wurden. Es ist anzunehmen, dass das Mädchen / Jungen die familiären Normen akzeptieren werden. Je älter sie / er werden, umso häufiger werden sie / er im familiären Umfeld gleich gelagerte Fälle sehen, die von den Betroffenen akzeptiert wurden.

Der kleine Unterschied: Das Mädchen muss sich in allen Bereichen des Lebens in diese Ordnung einfügen, der junge Mann nur in einem Teilbereich. Er kann - wenn er will, jederzeit entweichen!

Frau Yildirim führte - in Übereinstimmung mit der Gruppe- als Gründe für die arrangierte Ehe wie auch für die Zwangsheirat vorrangig Traditionen, wirtschaftliche und soziale Argumente, Erhalt von Familienverbänden und aufenthaltsrechtliche Gründe an. Ein weiteres wichtiges Argument frühzeitig die Verheiratung eines Mädchens herbeizuführen ist die „Ehre der Familie“ zu schützen. Je früher die Heirat herbeigeführt wird, desto geringer ist Chance die Ehrverletzung (Erläuterung der Ehrbegriffe).

Hintergründe:

Tradition; Bräuche; mangelnde Integration

Diskriminierungserfahrungen in der Migration

Familie versucht Kind zu schützen

Eltern haben Angst, dass ihre Kinder die eigene Kultur, Tradition

In der Fremde verlieren

Eltern befürchten Gesichtsverlust vor Verwandten und Bekannten

Tochter ist versprochen

Wirtschaftliche und aufenthaltsrechtliche Gründe

Eltern wissen was das Beste ist / Erziehungsmaßnahmen

Das Individuum hat sich dem Familienverband unterzuordnen

Kontrolle der weiblichen Sexualität

Traditionspflege; Druck aus der eigenen Community

Die Betroffenen fühlen sich in einem Zwiespalt, zwischen Familienehre und Selbstbestimmung, sie lieben ihre Familie und haben schwere Verlustängste. Sie sehen sich in einer ausweglosen Situation und fügen sich. Sie trauen sich nicht Bekannte und Freunde um Hilfe zu bitten, da sie aus Scham nicht über ihre Situation reden. Mädchen und Frauen stehen Todesängste aus, da sie der Unterstützung von Angehörigen nicht sicher sind und Verrat befürchten. Häufig entwickeln sich psychosomatische Erkrankungen.

Zum Abschluss wurden über Lösungsansätze und Forderungen diskutiert, die zusammengefasst wurden:

Beratung und Unterstützung
Sensibilisierungsarbeit
Prävention
Unterbringungs- und Schutzmöglichkeiten schaffen
Familienarbeit fördern und fordern
Mediation, Kulturvermittlerinnen
Jungenarbeit
Integrationskurse sind häufig Anlaufstellen, um Vertrauen aufzubauen
Eigenständiges Aufenthaltsrecht bei der Eheschließung
Wiederkehrrecht
Kriminalisierung der Familien vermeiden
Netzwerk gründen
Existenzsicherung von Einrichtungen / Bereitstellung finanzieller Mittel
Beratungen ;Dolmetschertätigkeit etc.

Frau Yildirim forderte thematische Informationen an Schulen und Intensivierung der präventiven Arbeit in den Schulen, z. B. gezielte Mädchen – und Jungenarbeit.

Darüber hinaus sollten vor den jeweiligen Schulferien Beratungstipps an Mädchen weitergegeben werden, da Verlobung und Heirat häufig im Heimatland und in den Schulferien stattfindet. Je nach Gefahrenanalyse müsse auch die Möglichkeit des Untertauchens besprochen werden.

Wichtig sind auch gesicherte finanzielle Mittel für die Beratung und Unterbringung der Betroffenen, eine Verbesserung des Aufenthaltsrechts, was ein eigenständiges Aufenthaltsrecht für Betroffene beinhalten müsse. Für die Remscheider Fachdienststellen ist jederzeit die Inanspruchnahme von Agisra e. V. möglich.

Agisra e. V.,
Steinberger Straße 40,
50 733 Köln
Tel.: 0221- 12 40 19 / 0221 – 139 0392
Email: info@agisra.org

FORUM 2: Interkulturelle Bildung und Schulung von ErzieherInnen, LehrerInnen

Referentin: Frau Jae-Soon Joo-Schauen
Dipl. Sozialarbeiterin, AGISRA e.V. Köln

Fachbegleitung: Frau Sevinc Brilling
Soziologin, Stadt Remscheid
Frau Barbara Zirbes
Pädagogin, AK Asyl, Remscheid

Frau Joo-Schauen eröffnete ihr Referat, indem sie als mögliche Grundlage einer gemeinsamen Diskussion drei Fragen als Gesprächsleitfaden und zugleich als Leitfaden für die Selbst-Reflexion vorschlug:

Welcher Schicht bzw. welcher Kultur gehört die jeweilige Erzieherin oder Lehrerin an?
Auf welche Weise hat sich die je eigene Sozialisation der ErzieherInnen bzw. LehrerInnen vollzogen?
Welche Werte und Normen werden von der jeweiligen Erzieherin oder Lehrerin als „normal“ angesehen?

Selbstreflexion als Medium:

Diese drei Fragen sollen die für den interkulturellen Lernprozess immer unerlässliche Selbstreflexion anleiten und strukturieren. Nur eine ehrliche und umfassende Antwort auf diese drei Fragen ermöglicht einen reflektierten Umgang mit der möglichen kulturellen Andersartigkeit der betroffenen Frauen im Verhältnis zur immer auch erfolgten kulturellen Prägung der Professionellen. Die „Erziehung der PädagogInnen“ ist der erste Schritt innerhalb einer interkulturellen Beratung, die nicht nur bestimmte Wertvorstellungen transportiert. Die Referentin verdeutlichte, dass es bei professioneller Arbeit unumgänglich ist, sich über die eigenen Emotionen, Werte und Normen im klaren zu sein, um dadurch die professionelle Sichtweise nicht zu verlieren.

Die auf diesem Weg zu erwerbenden „interkulturellen Kompetenzen“ wurden von der Referentin als die „Fähigkeit, das eigene personale wie kollektive Orientierungssystem zu reflektieren und das eigene Regelsystem als eine Möglichkeit unter anderen wahrzunehmen“, definiert. Es geht darum, die eigene Definitionsmacht als solche wahrzunehmen und deshalb die eigenen Zuschreibungen in ihrer Relativität hinterfragen zu können. Weil kulturelle Orientierungssysteme einem ständigen Wandel unterliegen, ist und bleibt der Erwerb interkultureller Kompetenz ein fortlaufender, dialogischer Lernprozess.

Erkennen von Gewalt gegen Kinder:

In einem weiteren Schwerpunkt wurde die Frage behandelt, in welcher Weise PädagogInnen erkennen können, dass häusliche Gewalt gegen Kinder gegeben ist.

Ausgangspunkt ist hier die Überlegung, dass Kinder, die über Gewalt sprechen zugleich über ihre Eltern sprechen. Ein solcher Prozess ist immer von einer enormen Angst und Scham belastet. Der Drang sich mitzuteilen und damit mit den Problemen nicht mehr allein zu sein, ist oft ebenso stark wie die Scham und die Angst es zu tun.

Es ist unter Fachleuten bekannt, dass alle Kinder aus Misshandlungsbeziehungen misshandelte Kinder sind. Denn sie haben die Gewalttätigkeit von Erwachsenen erlebt. Dies traumatisiert die Kinder. Die Folgen sind umso gravierender, wenn der Vater die Mutter schlägt, da das Kind sich dann weder an seinen Vater noch seine Mutter wenden kann. Das Kind bleibt mit all seinen Ängsten und verwirrenden Gefühlen sich selbst überlassen.

Daher sind die PädagogInnen oft zunächst darauf angewiesen, indirekte Anzeichen für einen gewaltsamen Prozess in der Familie wahrzunehmen. Solche Anzeichen können z.B. in Form plötzlicher Leistungsschwäche in der Schule gegeben sein. Aber auch jede andere plötzliche Verhaltensänderung oder Verhaltensauffälligkeit des Kindes kann ein Anzeichen für das Vorliegen von Gewalt in der Familie sein. Natürlich ist davon auszugehen, dass keineswegs jede dieser Veränderungen Ausdruck einer verursachenden Gewaltsamkeit sein muss. Deshalb ist es immer wichtig, sorgfältig die jeweils als mögliche Ursachen in Betracht kommenden Umstände zu sondieren und zu erforschen. Dabei darf auch nicht vergessen werden, dass die Gewalt in der Familie oft ein Langzeitprozess ist, d.h. die Gewalt verändert sich, intensiviert sich, verbirgt sich usw.

Das Problem, dass die eigentliche nötige Kommunikation über die Gewalt in der Familie nicht ohne jede Hemmung zustande kommt und kommen kann, darf nicht dadurch begegnet werden, indem man die Kinder zwingt zu sprechen. Vielmehr muss mit großer Sorgsamkeit darauf geachtet werden ein Klima herzustellen, in dem die Kinder ein Vertrauen zu den PädagogInnen entwickeln, das so tragfähig ist, dass ein freiwilliger Austausch auch über sehr heikle und angstbesetzte Themen möglich wird. Das Kind sollte im Idealfall das Gefühl bekommen können, nicht sprechen zu müssen, sondern sprechen zu dürfen. Die Kinder dürfen um der bloßen Aufklärung willen nicht überrumpelt werden.

Die Kinder befinden sich in einem Loyalitätskonflikt im Verhältnis zu ihren Eltern. Dass sie in ihrem Verhältnis zu den Eltern schwanken und sich mehr für die Mutter oder mehr für den Vater engagieren, sollte akzeptiert werden. Aus einer Eindeutigkeit des Gewaltverhältnisses resultiert keineswegs zwingend eine ebensolche Eindeutigkeit der Gefühls- und Identifikationsverhältnisse. Die professionellen PädagogInnen haben dies zunächst zu respektieren. Es ist nicht ihre Aufgabe, einen möglichen „Verrat an der Familie“ zu betreiben.

Dieser Loyalitäts- und Gefühlskonflikt im Verhältnis zu den Eltern wird durch den oft gegebenen Kontakt zu dem Vater unterstützt und am Leben erhalten. Während der Beratung und Therapie sprechen die Frauen häufig vom Kontakt zwischen dem Vater und ihren Kindern. Die Mütter, die sich durch Therapie etwas aufgebaut haben, kommen oft verzweifelt und ängstlich zur Sitzung, wenn die Kinder mit ihrem Vater zusammen waren. Denn der gewalttätige Mann versucht in der Regel über die Kinder, seine Kontrolle und Macht auch über seine Frau aufrecht zu halten. Er beabsichtigt z.B. sie einzuschüchtern, um sie zu sich zurückzuholen. Die Kinder werden vom Vater über das Leben, das die Mutter führt, ausgehört. Dadurch wächst der Druck für die Kinder, sich zwischen den Eltern entscheiden zu müssen. Der beständige Loyalitätskonflikt wird enorm verschärft. Damit sind die Kinder häufig überfordert. Sie reagieren sehr unterschiedlich: etwa durch starken Rückzug oder sie versuchen die Eltern für ihre eigenen Interessen gegeneinander auszuspielen.

Solange die Mutter sich nicht stabilisiert hat, wirkt der begleitete Umgang für das Kind mit dem gewalttätigen Vater destruktiv und kontraproduktiv sowohl auf das Kind als auch auf die Mutter. Häufig will das Kind den Vater nicht sehen und spricht auch offen darüber. Aber sein Wunsch wird oft als Manipulation durch die Mutter abgetan und der Kontakt zum Vater wird dem Kind als Pflicht aufgezwungen. Manche Kinder zeigen Symptome wie Schlafstörungen, Einnässen etc. nach dem Treffen mit dem Vater.

FORUM 3: Erziehung – Interkulturelle Erziehung

Referent: Ali Koban
Diplompädagoge

Fachbegleitung: Erden Ankey Nachtwein, IKE e.V. Remscheid
Barbara Schulz, "Die Schlawiner" gGmbH

Der Interkulturelle Soziale Service (ISS) ist eine gemeinnützige Gesellschaft, die mit einem interkulturellen sozialpädagogischen Ansatz in der Kinder- und Jugendhilfe tätig ist. Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen in der Betreuung und Beratung der Migrantenfamilien und binationalen Familien.

ISS arbeitet:

- systemisch,
- integrativ,
- ressourcen- und lebensweltorientiert und
- vernetzend.

Netzwerk-ISS wählt in seiner Arbeit den interkulturellen Ansatz, der davon ausgeht, dass die Normen, Werte und Bräuche in gesellschaftlicher Kooperation geschaffen werden und von jeweiligen konkreten Lebensumständen und Umweltbedingungen der Menschen abhängig sind. Sie können als Orientierungssystem im Zusammenleben der Menschen ihren Sinn verlieren. In diesem Sinne arbeitet ISS sowohl struktur- wie auch personenorientiert mit dem ressourcenorientierten Ansatz der interkulturellen Familien- und Erziehungshilfe.

ISS unterstützt seine Klienten in ihren vielfältigen Problembereichen, bieten ihnen von ISS erarbeitete Hilfen, Maßnahmen und Projekte an und strebt eine Vernetzung an.

Diese Herangehensweise eröffnet eine differenzierte und individuelle Integrationsmöglichkeit und verhindert konfliktbeladene Formen der Selbstethnisierung und Entstehung von Parallelgesellschaften bzw. -strukturen.

Angebotsinhalte:

- Ambulante Erziehungshilfe nach § 27 ff KJHG
§ 31 KJHG sozialpädagogische Familienhilfe
- Beratung und Unterstützung für Familien und Jugendliche in
 - erzieherischen Fragen,
 - Lösung von Konflikten und Krisen,
 - Ausländerrecht und Sozialhilfe,
 - Schwierigkeiten im Umgang mit Behörden und Institutionen.
- Unterstützung bei der Haushaltsplanung, bei der Organisation des Tagesablaufes, bei der Arbeitssuche und in Finanzangelegenheiten.
- Hilfe zur Selbsthilfe.
- Förderung der Kinder und Jugendlichen im emotionalen und sozialen Bereich.
- Hausaufgabenhilfe.
- Deutschkurse.
- Familien mit Migrationshintergrund sind nicht nur sprachlich, sondern auch in der adäquaten Verhaltensweise gegenüber Behörden und Institutionen verunsichert, was häufig auf Unkenntnis der Verwaltungsstrukturen der Aufnahmegesellschaft zurückzuführen ist und zu Unstimmigkeiten auf beiden Seiten führt. Die ISS sieht ihre Aufgabe darin, (im Bedarfsfall muttersprachlich) Informations- und Unterstützungsarbeit zu leisten.

Schwerpunkte des Projektes:

- Die Beratung und Stärkung von Familien mit Migrationshintergrund.
- Der Erfolg des Projektes liegt zum großen Teil darin, dass die Familien in ihrer Muttersprache angesprochen werden können.
Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind in der Lage, sich in 20 verschiedenen Sprachen zu verständigen.

Die Mitarbeiter fungieren in ihrer Funktion u.a. als positive Vorbilder.

Kontakt:

ISS - Netzwerk -
gemeinnützige Gesellschaft für interkulturelle ambulante Erziehungshilfe mbH
Berliner Str. 98 - 100
51063 Köln

Tel.: 0221 – 9697501/2
Email: info@netzwerk-iss.de

FORUM 4: LAG Autonome Mädchenhäuser/ feministische Mädchenarbeit NRW e. V.

Referentin: Frau Renate Janßen, Dipl. Sozialpädagogin, Leiterin des Projektes „Mädchen mit Migrationshintergrund und junge Aussiedlerinnen“ der LAG der Autonomen Mädchenhäuser/feministische Mädchenarbeit NRW e.V., Gelsenkirchen

Fachbegleitung: Frau Gisela Halsband, Vorsitzende des Frauenausschuss des ev. Kirchenkreis RS-Lennep
Frau Rukije Temel, Bildungscafè RS- Süd

Frau Janßen informiert über die Arbeit der Landesarbeitsgemeinschaft Autonome Mädchen-häuser/feministische Mädchenarbeit NRW e.V.

Die LAG ist ein Zusammenschluss Autonomer Mädchenhäuser und –einrichtungen in NRW. Sie sind Trägerinnen von Projekten und Einrichtungen, die es sich seit ihrem Bestehen zur Aufgabe gemacht haben, auf unterschiedliche Bedürfnisse und – oft krisenhafte - Lebenssituationen von Mädchen und jungen Frauen aufmerksam zu machen, Angebote zu entwickeln, die Mädchen und junge Frauen bei ihrer Lebensplanung unterstützen und sie ihre Fähigkeiten erkennen lassen. Auf kommunaler und Landesebene setzen sie sich als Lobbyistinnen für die Verwirklichung der Rechte und Interessen der Mädchen und jungen Frauen ein.

Zu den Angeboten der Mädchenhäuser und –einrichtungen gehören Mädchenberatungsstellen, Wohnangebote für Mädchen, Mädchenzuflucht, Mädchentreffs, Mädchengruppen, Arbeit mit Schulverweigerinnen, Projekte zur Lebensplanung und Berufswahlorientierung, Präventions-arbeit z.B. zu sexualisierter Gewalt, Beratung und Unterstützung von Bezugspersonen, Informationsveranstaltungen und Fortbildungen für MultiplikatorInnen.

Renate Janssen: „Das landesweite Projekt „Mädchen mit Migrationshintergrund und junge Aussiedlerinnen“ wurde 2004 gestartet und wird vom Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration des Landes NRW gefördert. Das Projekt stellt Mädchen aus Zuwanderungsfamilien in den Mittelpunkt. Diese Schwerpunktsetzung betrifft sowohl die intensive Beschäftigung mit den Lebenslagen der Mädchen als auch mit den Folgerungen, die sich daraus für die Konzepte der Angebote und für die Organisationsstruktur der Einrichtungen ergeben.

Beteiligt an dem Projekt sind die Träger der Autonomen Mädchenhäuser in NRW aus den Städten Bielefeld, Düsseldorf, Gelsenkirchen, Köln und Herford und das Handwerkerinnenhaus Köln. Die beteiligten Organisationen sind Trägerinnen von insgesamt 12 Einrichtungen. Dazu gehören Mädchenberatungsstellen, eine Zufluchtstätte für Mädchen, Wohnangebote für Mädchen, ein mobiles Mädchenzentrum, offene Treffs für Mädchen, Einrichtungen im Bereich der Berufsorientierung und Angebote für schulverweigernde Mädchen.

Als wir 2004 mit dem Projekt begannen, suchten wir nach Antworten:

Wir wollten wissen:

In welcher Lebenssituation befinden sich Mädchen mit Migrationshintergrund und junge Aussiedlerinnen und welche Auswirkungen haben diese auf ihre Entwicklungschancen?

Was brauchen wir, was brauchen MultiplikatorInnen und Bezugspersonen um die Mädchen zu unterstützen und in ihren bzw. unseren Arbeitsfeldern in Sinne der Mädchen präventiv handeln zu können?

Wie muss die Angebotsstruktur aussehen, damit sie von den Mädchen genutzt wird?

Wir führten 2004 als ersten Schritt eine Bestandsaufnahme der bisherigen Erfahrungen der Autonomen Mädchenhäuser und – einrichtungen in der Arbeit mit Mädchen mit Migrationshintergrund und jungen Aussiedlerinnen durch. Wir wollten wissen, über welche Erfahrungen unsere Einrichtungen verfügen, und wo sie sowohl für ihre eigene Einrichtung als auch auf Landesebene Handlungsbedarf sehen.

Die Ergebnisse der Befragung machten deutlich:

es gab in den Einrichtungen eine Reihe von Erfahrungen in der Arbeit mit Mädchen aus Zuwanderungsfamilien, z.B. in der Zufluchtstätte hatten über 50% der Mädchen einen Migrationshintergrund

es gab ein großes Bedürfnis, sich intensiver und differenzierter mit den Lebenslagen von Mädchen aus Zuwanderungsfamilien zu beschäftigen

es wurde die Notwendigkeit gesehen, die bisherigen Ansätze in der Arbeit mit Mädchen aus Zuwanderungsfamilien zu überprüfen und Überlegungen zu konzeptionellen Konsequenzen anzustellen und die Angebote darauf auszurichten

es gab den Wunsch, sich damit zu beschäftigen, welche Auswirkungen eine interkulturelle Ausrichtung der Einrichtungen auf allen Organisationsebenen hat, von der Gestaltung der Zugangswege über die Öffentlichkeitsarbeit, die Personalpolitik bis hin zur Vernetzung und Kooperationen

Dieser letzte Punkt bildete einen zentralen Punkt in den Projektjahren 2005/2006

Die Arbeitsinhalte des Projektes waren 2005/ 2006 vor Ort und in den Einrichtungen selber:

Es wurden Zielvereinbarungen zur interkulturellen Öffnung der Einrichtungen getroffen, die sich auf die interkulturelle Organisationsentwicklung bezogen

Die Einrichtungen setzten sich damit auseinander, was sie brauchen, um fachlich gut mit den Mädchen arbeiten zu können, also was interkulturelle Kompetenz bedeutet

Sie begannen damit, die bisherigen Konzepte ihrer Angebote mit Blick auf die Mädchen aus Zuwanderungsfamilien zu überprüfen und bei neuen Projekten immer die Frage zu stellen: Wie muss das Konzept aussehen, wenn wir z.B. damit auch Mädchen aus muslimischen Kulturkreisen erreichen wollen?

Sie führten zeitlich begrenzte interkulturelle Projekten durch u.a.

ein Mädchenfußballturnier im Rahmen der WM
eine Lebensweltanalyse in Umfeld eines Mädchentreffs,
Mädchen schrieben Geschichten und Gedichte unter dem Thema: „Wo mein Herz zu Hause ist“
Und es wurde mit neuen Einrichtungen begonnen, z.B. das Projekt Lelya, das interkulturelle Kompetenzzentrum in Düsseldorf

Die Einrichtungen
führten inhaltliche Fachveranstaltungen durch
Knüpften neue Kontakte im kommunalen Raum z.B. zum Integrationsbereich, zu Migrantenselbsthilfeorganisationen und Moscheevereinen

Das Projektbüro hatte und hat die Aufgabe, die kommunalen Aktivitäten zu begleiten und zu unterstützen, den Fachaustausch auf Landesebene zu organisieren, Recherche zu inhaltlichen Themen durchzuführen, Informationen weiterzuleiten, Fortbildungen durchzuführen und den Projektverlauf zu dokumentieren.

Im Verlauf des Projektes ist uns deutlich geworden, dass der Anspruch „Mädchen aus Zuwanderungsfamilien“ als Zielgruppe ernst zu nehmen mehr ist, als nur Angebote für sie zu entwickeln. In der Konsequenz bedeutet es die gesamte Organisation mit dem interkulturellen Blick zu betrachten und Folgerungen für alle Organisationsebenen zu ziehen. Dies beginnt beim Leitbild, dazu gehört eine Innenschau der eigenen Haltungen, die Ebene der Zusammensetzung der Mitarbeiterinnen, die Erreichbarkeit der Einrichtung bis hin zu den KooperationspartnerInnen

Sehr deutlich wurde im Laufe des Projektes auch:

Die Lebenslagen von Mädchen aus Zuwanderungsfamilien sind vielschichtig und ebenso hängen ihre Entwicklungschancen von vielen Faktoren ab. Dazu gehören familiäre Erziehungsvorstellungen, Stellung der Frau in dem jeweiligen Herkunftsland, Bildungsstand der Eltern ebenso dazu wie soziale Stellung in der Migrationsituation, Erfahrungen von Abwertungen und Diskriminierungen, um nur einmal einige wenige aufzuzählen.

Unsere Einrichtungen erleben das einzelne Mädchen sehr vielschichtig.

Sie erleben Mädchen,

die es als konfliktvoll erleben, sich zwischen den Moral- und Erziehungsvorstellungen ihrer Eltern und dem, was sie außerhalb der Familien erleben, zu bewegen.

die in dicken Krisen stecken, massiver familiärer Gewalt ausgesetzt sind

Mädchen, die Angst vor den nächsten Ferien im Heimatland haben, weil sie befürchten, dort verlobt zu werden

Mädchen, deren Leben bedroht ist, wenn sie einen selbstbestimmten eigenen Weg gehen wollen, der nicht im Einklang mit den Vorstellungen der Familien steht

Mädchen,

die sich mit Diskriminierungen ihrer Schulkameraden auseinandersetzen müssen, weil sie ein Kopftuch tragen

die sehr bildungsorientiert sind und Angebote gezielt nutzen, ihre Kenntnisse, z.B. im Internet zu erweitern

die die Freizeitangebote selbstbestimmt nutzen, weil diese Frauenräume sind

die sich mit ihrer Zukunft beschäftigen und klar vor Augen haben, dass sie beides wollen Familie und Beruf.

Nach dem Kinder- und Jugendfördergesetz des Landes NRW gehört die Berücksichtigung der Interessen der Jugendlichen aus Zuwanderungsfamilien und die geschlechterdifferenzierte Mädchen- und Jungenarbeit zu den Querschnittsaufgaben der Kinder- und Jugendarbeit.

In der Koppelung dieser beiden grundsätzlichen Vorgaben wird deutlich, dass die Berücksichtigung der Interessen von Mädchen aus Zuwanderungsfamilien zwei Querschnittsaufgaben des Gesetzes abdecken und sowohl das Land als auch die Kommunen sind verpflichtet, jeweils für eine Wahlperiode Kinder- und Jugendförderpläne zu erstellen. Und diese haben diese Querschnittsaufgaben zu berücksichtigen.

In den Handlungsempfehlungen zur Umsetzung des Integrationskonzeptes der Stadt Remscheid werden drei Punkte als vorrangige Aufgaben für den Bereich der Jugendhilfe formuliert:

Überprüfung der gesamten Angebotsstruktur zur Erreichbarkeit, Integrationseignung und Bekanntheitsgrad

Enge Vernetzung der Angebote von Jugendhilfe, Schule, Migrantenselbsthilfeorganisationen und sonstige Vertreterinnen und Vertreter der Migrantinnen und Migranten

Gezielte Maßnahmen zur Auseinandersetzung mit der Frage der Geschlechtergerechtigkeit und von Geschlechtsrollen

Was heißt das für die Mädchen? Wir könnten jetzt so vorgehen, dass wir sagen, was müssen wir bei diesen Arbeitsvorhaben für die Mädchen aus Zuwanderungsfamilien berücksichtigen?

Dies ist aus meiner Sicht ein falscher Ansatz. Der richtige ist: was brauchen die Mädchen in dieser Stadt, was brauchen bestimmte Gruppen von Mädchen, was brauchen wir für bestimmte Problemstellungen: z.B. Gewalt in der Familie,

Wichtig ist dabei die Mädchen in den Mittelpunkt stellen und nicht das Problem:

In welchen Lebenssituationen befinden sich die Mädchen in dieser Stadt

Wo sehen wir besonderen Handlungsbedarf, um die Mädchen in ihrer Entwicklung zu fördern

Über welche Potentiale verfügen die Mädchen?

Welche Mädchen brauchen welche Angebote, Begleitung und Unterstützung?

Jeder einzelne dieser Punkte wird untergliedert nach dem, was alle Mädchen brauchen und dann ausdifferenziert, was besondere Zielgruppen brauchen. Und hier ist es dann wichtig, sehr genau hinzusehen, wo die besonderen Bedarfe für Mädchen aus Zuwanderungsfamilien liegen.

Betrachten wir die Mädchen aus Zuwanderungsfamilien ist es wichtig zu fragen:

Was macht das Besondere ihrer Lebenslagen aus als Mädchen mit einem familialen Migrationshintergrund?

Was behindert sie in ihrer Entwicklung, welche Voraussetzungen könnten eine Entwicklung begünstigen?

Welche Einschränkungen kommen von der aufnehmenden Gesellschaft?

Welche Einschränkungen hängen mit der sozialen Situation oder auch mit dem aufenthaltsrechtlichen Status zusammen?

Was bedeutet für sie die Migrationsituation?

Über welche Potentiale verfügen sie aufgrund ihrer Migrationserfahrung?

In Remscheid leben 7796 Mädchen im Alter zwischen 6 und 18 Jahren, davon haben 2737 Mädchen einen Migrationshintergrund. Stellen Sie einmal die Schülerinnen und Schüler der Schule, an der wir hier sind, dem Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium, mal 8 vor, dann haben Sie ein Bild, wie viele Mädchen in diesen Altersgruppen in Remscheid leben. Hinter diesen Zahlen stecken 7796 eigene Lebensgeschichten mit ähnlichen Lebenssituationen, mit großen oder kleineren Unterschieden.

Und diese Mädchen haben unterschiedliche Bedarfe, unterschiedliche Möglichkeiten, unterschiedliche Fähigkeiten und Interessen.“

Die Teilnehmerinnen diskutieren ausführlich die Aussagen der Referentin und berichten von ihren Erfahrungen bei dem Bemühen zur Integration von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund.

Die Anwesenden sind sich einig, dass das Integrationskonzept der Stadt Remscheid viele der gewonnenen Erkenntnisse aufgenommen hat und umfassend die Situation beschreibt.

Sie unterstützen u.a. die Forderung nach Qualifizierungskonzepten mit dem Ziel der Stärkung der interkulturellen Kompetenz der Handelnden, Stärkung der Rolle von Mädchen und Frauen, Sportangebote für muslimische Mädchen und Frauen, flächendeckende Sprachförderung, Ausbau der Elternarbeit, Betreuungsangebote für Mädchen, Einbindung der Migrantinnenorganisationen.

Nach Verabschiedung des Konzeptes durch den Rat der Stadt ist die Umsetzung in Handlungskonzepte dringend erforderlich.

FORUM 5: Elternschulung für MigrantInnen aus der Türkei-Traum oder Realität?

Referent: Arif Ünal, Sozialarbeiter, Leiter des Migrantengesundheitszentrums in Köln

Fachbegleitung und Protokollfassung:
Ramazan Dalgali, staatl. anerkannter Sozialberater, Stadtteil e.V. Lindenhof

Herr Ünal stellte seine bisherige Erziehungsarbeit bzw. Elternschulungen mit türkischen Familien vor. Er führt seine Erziehungs- und Bildungsprojekte überregional. Die Gemeinden oder Freie Träger organisieren selber die Elternschulungen in verschiedenen Städten.

Er stellte seinen Aufgabenbereich wie folgt vor:

Präventionsarbeit
Medizinische und psychologische Beratung
Nachsorge (betreutes Wohnen)
Fort- und Weiterbildung der Fachkräfte
Koordination und Vernetzung
Stärkung der Selbsthilfe
Öffentlichkeitsarbeit
Case - Management

Hintergrund des Projektes:

MigrantInnen leben seit mehreren Jahrzehnten in einem enormen Spannungsfeld in der Bundesrepublik. Mehrere Generationen haben unterschiedliche Kompensations- Möglichkeiten um alltägliche Probleme zu lösen. Zu den Problembereichen gehört mit Sicherheit die Kindererziehung. Da jede Familie eigene Vorstellungen hat, wie die Kindererziehung sein soll, und die Bedürfnisse jeder Generation anders sind, entstehen große Konflikte in den Familien. Dazu kommen unterschiedliche Wertesysteme, die für die Familien in den verschiedenen Phasen der Integration widersprüchlich bzw. problematisch erscheinen. Viele Migrantenfamilien können wegen kultureller Unterschiede und Sprachprobleme die Angebote der Familienbildung nicht in Anspruch nehmen.

MigrantInnen aus der Türkei, bezogen auf die erste und zweite Generation, denken, was die Kindererziehung und Geschlechterverhältnis angeht, sehr traditionell.

Nach ihrem traditionellen Verständnis sind die Männer in erster Linie Ernährer der Familie und für den Außenbereich zuständig. So gesehen ist die Kindererziehung in der Verantwortung der Frauen. Wie aber die Kinder erzogen werden müssen, bestimmen in der Regel die Männer, obwohl sie nicht als aktiver Erzieher ihrer Kinder in Erscheinung treten.

Wenn Väter bei der Kindererziehung eine aktive Rolle spielen, versuchen sie ihre Kinder nicht adäquat, sondern genauso zu erziehen, wie sie von ihren Eltern und Großeltern gelernt haben. Bei diesem Erziehungsstil spielen z.B. Gehorsamkeit, Ehre usw. größere Rollen als die individuelle Entfaltung.

Hier muss auch positiv erwähnt werden, dass die Kinder für die MigrantInnen aus der Türkei sehr wichtig sind und sie für ihre Kinder das Beste wollen

Was die Geschlechterverhältnisse angeht, sind die Männer sehr dominant und bestimmen, was eine Frau macht oder machen darf. Für viele Männer ist z.B. unbekannt, ihren Ehefrauen im Haushalt zu helfen, aktiv zu zuhören, miteinander gleichberechtigt zu kommunizieren oder die Ehefrauen wertzuschätzen.

Auf der anderen Seite haben wir im Gesundheitszentrum immer mehr mit den Kindern und Jugendlichen zutun, die unter Anpassungs- und Verhaltensstörungen leiden. Oder wir haben mit Frauen zutun, die unter Belastungsstörungen oder Depressionen leiden und sich trotz einer großen Familie einsam fühlen und nicht in der Lage sind, ihren Kindern zu helfen.

All diese Störungen der Kinder und Jugendlichen werden u.a. auch durch indifferente Erziehung, „nicht kommunizieren“ zu können und Gewalt in der Familie mit verursacht.

Dieser kleine kulturelle/sichtspezifische Exkurs zeigt deutlich, wie wichtig gezielte Bildungsarbeit mit den MigrantInnen aus der Türkei ist.

Ziele des Projekts:

Erstes Ziel des Projektes war, die traditionellen Familien zu erreichen, ihr Interesse an der Erziehung der Kinder zu wecken, Raum und Zeit zu bieten, sich mit ihrem Erziehungsstil auseinander zu setzen und sie über alternative Erziehung zu informieren.

Ein weiteres Ziel war die Eltern über die Vorteile einer demokratischen und gleichberechtigten Beziehung zu informieren und ihnen verschiedene Kommunikationsmethoden zu vermitteln.

Weiterhin war es Ziel des Projektes, die für die Mittelschicht orientierten Einheimischen entwickelte Familienbildung zu modifizieren und auf die Zielgruppe Migrantenfamilien zu transferieren, unsere Arbeit wissenschaftlich zu begleiten und in unterschiedliche mediale Formen für die Bildungseinrichtungen zugänglich zu machen.

Zusammengefasst sind die Ziele der Elternschulung:

Erziehungskompetenz der Eltern in jeder Sicht zu stärken
Strategien zur Problemlösung zu vermitteln
Umfassende Informationen über die bestehenden Hilfesysteme zu geben
Vorurteile und Ängste gegenüber den Hilfesystemen abzubauen

Pädagogische und didaktische Ansätze:

Ein wichtiges Prinzip der methodischen Gestaltung der Arbeit mit Migrantenfamilien ist die Anpassung des Trainingsstils an die Lebenswirklichkeit dieser Familien. Der Schwerpunkt der methodischen Strukturierung liegt auf interaktiven und erfahrungs- bezogenen Methoden.

Methodisch ist es noch bedeutsam, dass die ReferentInnen ihre Sprache sprechen und gleiche kulturelle Hintergründe haben. Weiterhin ist es wichtig, dass die Veranstaltungen in vertrauten Räumen stattfinden, in denen sich die Familien sicher fühlen.

Praktische Durchführung:

Zuerst wurde Kontakt mit Bildungs- und Kulturzentrum in Bergisch Gladbach aufgenommen, mit denen wir im Rahmen der **EU-Projekt „Väter stärken“** zusammengearbeitet haben. Es wurden alle Einzelheiten besprochen, wie TeilnehmerInnenzahl, Teilnehmergebühr, Ablaufplan u.s.w.

Nach der Anmeldung habe ich mit den TeilnehmerInnen gemeinsam besprochen, was sie erwarten und welche Themen sie behandeln wollten

Dann wurde 10 Termine je 2,5 Stunden in zwei Wochenrhythmus auf sonntagnachmittags festgelegt und am Sonntag den 28.08.2005 die Schulung begonnen.

Themen der Elternschulung:

Motorische, soziale und psychische Entwicklung der Kinder im Vorschulalter.

Säuglingsalter (0 - 1 Jahren)

Autonomiephase (1 – 3 Jahren)

Spielphase (3 – 7 Jahren)

Motorische, soziale und psychische Entwicklung der Kinder im Schulalter

Schulphase (7 – 12 Jahren)

Pubertät (12 – 21 Jahren)

Gründe der Anpassungs- und Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern und Jugendlichen

physiologische und psychische Grundbedürfnisse der Kinder

Persönlichkeit

Genetische, soziale und andere Faktoren

Kommunikation in der Familie / Kommunikationsmethoden

Worauf man bei der Partnerwahl achten sollte

Kommunikationsstörungen in der Familie und Lösungsstrategien

Die Bedeutung von gegenseitigem Verstehen und Empathie zwischen den Familienangehörigen.

Die Bedeutung von Liebe, Respekt, Verständnis und Kompromissbereitschaft bei familiären Problemen,

problematischen Partnerbeziehungen

Kommunikation in der Erziehung / Unterschiedliche Erziehungsmethoden

Mutter/Vater und Kindbeziehung

autoritäre Erziehung

freie Erziehung

übermäßiger Schutz in der Erziehung

interessenlose und orientierungslose Erziehung

unterstützende Erziehung

Aktives und passives Zuhören

Mit welchen Methoden verhelfen wir den Kindern, Verantwortung zu übernehmen?

Verhaltensauffälligkeiten- und Anpassungsstörungen bei Kindern im Vorschulalter

Oft vorkommende Probleme in der Schulzeit und Methoden Schulleistungen zu erhöhen

Einnahme von Drogen und verschiedene Formen der Suchterkrankungen

Erhöhung der sozialen Kompetenz der Kinder und der Jugendlichen

Professionelle Hilfesysteme bei den Problemen der Mutter-/Vater-/Kindbeziehungen und der Erziehungsprobleme

Elternschulung

Nach der letzten Veranstaltung am Sonntag, den 11.12.2005 wurde eine Literaturliste über die psychische Entwicklung der Kinder, Kindererziehung und Kommunikation den TeilnehmerInnen mitgegeben.

Am Sonntag, 11.12.2005 wurde unter Beteiligung der Bürgermeisterin der Stadt Bergisch-Gladbach, an 20 TeilnehmerInnen, die regelmäßig alle 10 Veranstaltungen besucht hatten, ihre Zertifikate feierlich übergeben.

Nachhaltigkeit:

Nach der Schulung haben die TeilnehmerInnen beschlossen sich regelmäßig zu treffen, um über die Probleme der Umsetzung des Gelernten zu diskutieren und Erfahrungen auszutauschen.

Im Januar 2006 wurde eine Live TV-Sendung im TürkShow über die Bedeutung der Familienschulung ausgestrahlt, daran hat auch eine Vertreterin der Gruppe teilgenommen. Nach dieser Sendung kam es zu vielen Anfragen, sowohl über ähnliche Schulungen, als auch wie einzelne Veranstaltungen zu organisieren sind.

Nachhaltigkeit und Weiterentwicklung:

Themen:

Häusliche Gewalt und Familienbildung

Karikaturkrise
Vogelgrippe Häusliche Gewalt I (Gewalt gegen Frauen)
Häusliche Gewalt II (Gewalt gegen Kinder)
Drogenprobleme der Jugendlichen
Kindererziehung/ Entwicklungspsychologie der Kinder Verhaltens- und Anpassungsstörungen der Kinder und Jugendlichen
Vermittelte Ehen/Zwangsheirat Kommunikation in der Familie Scheidungen und allein erziehende Frauen

FORUM 6: Mädchenbüro Bockenheim, Frankfurt

Ein interkultureller Begegnungsort für Mädchen und ihre Familien

Referentin: Maneesorn Koldehofe, Dipl. Sozialpädagogin / Projektleiterin
Fachbegleitung: Marion Morzik, Dipl. Sozialpädagogin, IB Remscheid
Frau Irina Ungefug, IB Remscheid, Lehrerin für Deutsch und Russisch

Das Mädchenbüro des Nachbarschaftsheim Frankfurt a. M. Bockenheim e. V. besteht seit 1996 und ist eine interkulturelle Mädcheneinrichtung für Mädchen im Alter von 11 bis 16 Jahren. Jeden Nachmittag treffen sich hier viele unterschiedliche Kulturen. Das Mädchenbüro versteht sich als interkultureller Begegnungsort für Mädchen und ihre Familien. In der gemeinsamen Begegnung und während der gemeinsamen Erfahrungen durch die Angebote des Mädchenbüros wollen sie lernen, sich

- gegenseitig zu respektieren,
- wertzuschätzen,
- von einander lernen.

Gegenseitige Verantwortung und partnerschaftliches Zusammenleben ist die Philosophie des Mädchenbüros.

Angebote des Mädchenbüros:

Mittagessen

Es wird Rücksicht auf religiöse Essgewohnheiten genommen, am Esstisch wird eine Sprache gesprochen, die alle verstehen.

Hausaufgabenhilfe

Es werden nicht nur Hausaufgaben vorbereitet, sondern auch der Umgang mit Nachschlagewerken erlernt und Recherche im Internet für schulische Belange geübt. Die Älteren unterstützen die Jüngerer.

Mädchenparlament

Hier bestimmen alle Mädchen gemeinsam mit den Betreuerinnen, wie und wohin sich das Mädchenbüro entwickeln soll. Es werden auch neue Ideen geboren, Konzepte formuliert und Veränderungen ermöglicht.

Gruppen und Kursangebote

Um einen Ausgleich zu dem Schulalltag zu schaffen, finden im Mädchenbüro Gruppen- und Kursangebote statt wie z.B. Basteln, Tanzen, Singen, Kochen, Backen, Nähen, Computerkurse, Bewerbungstraining.

Freizeitpass

Ausflüge ins Kino, in den Park, in eine andere Stadt, ins Museum usw.

Das Mädchenbüro hat in seiner zwanzigjährigen Geschichte Höhen und Tiefen erlebt, hauptsächlich waren und sind es noch die täglichen Probleme:

- **personelle Engpässe**
- **Raumknappheit**
- **Fehlende finanzielle Ressourcen**

Kontakt:

Mädchenbüro Bockenheim, Frankfurt

Telefon: 069-77 40 40

Email: info@maedchenbuero-bockenheim.de

www.maedchenbuero-bockenheim.de

Vorstellung der Forenergebnisse – Abschlusspodium

Moderation: Christel Steylaers, Frauenbeauftragte der Stadt Remscheid

Christel Steylaers: Herr Koban, Sie haben in Ihrem Beitrag gesagt, Migranten würden behandelt, als wären sie auf der Endstation. Was tut das ISS-Netzwerk dagegen?

Ali Koban: Netzwerk-ISS wählt in seiner Arbeit den interkulturellen Ansatz, der davon ausgeht, dass die Normen, Werte und Bräuche in gesellschaftlicher Kooperation geschaffen werden und von jeweiligen konkreten Lebensumständen und Umweltbedingungen der Menschen abhängig sind. Sie können als Orientierungssystem im Zusammenleben der Menschen ihren Sinn verlieren. In diesem Sinne arbeiten wir sowohl struktur- wie auch personenorientiert mit unserem ressourcenorientierten Ansatz der interkulturellen Familien- und Erziehungshilfe.

Christel Steylaers: Frau Janßen, Mädchenhäuser sind nur für Mädchen da, nicht für erwachsene Frauen. Wo liegt der Vorteil?

Renate Janßen: Erwachsene Frauen befinden sich in anderen Lebenssituationen als Mädchen. Dies betrifft sowohl die psychische Situation als auch die formalen Rahmenbedingungen für die Inanspruchnahme von Hilfen. Die Lebenssituation der Mädchen unterscheidet sich gravierend von denen der erwachsenen Frauen. Sie brauchen eine völlig andere Form von Begleitung und Unterstützung. Sie haben oft traumatische Erlebnisse, die sich auf ihre Entwicklung z.B. in der Pubertät auswirken. Und sie befinden sich auf dem Weg erwachsen zu werden, mit allen Ambivalenzen, die dazu gehören. Sie sind Jugendliche und in der Regel nicht volljährig. Damit sind die Zufluchtstätten für Mädchen Schutz-, Lebens- und Erziehungsraum zugleich. Dies hat Auswirkungen auf die Konzeption, auf die räumliche Ausstattung und auf die personelle Zusammensetzung einer Einrichtung. Frauen, die Gewalt erfahren haben, brauchen eine andere Form an Unterstützung, wie z.B. die Frauenhäuser sie bieten.

Die Zufluchtstätten für Mädchen sind Einrichtungen der Jugendhilfe, die gesetzliche Grundlage ist das Kinder- und Jugendhilfegesetz. Sie sind in das System der Jugendhilfe eingebunden mit allen damit verbundenen gesetzlichen Vorgaben. Sie unterliegen damit anderen Vorgaben, als Einrichtungen für erwachsene Frauen.

Christel Steylaers: Frau Joo-Schauen, in Ihrem Forum wurde eine Gruppenarbeit gemacht. Was konnten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer dabei erfahren?

Jae-Soon Joo-Schauen: Interkulturelle Kompetenzen werden als die Fähigkeit, das eigene personale wie kollektive Orientierungssystem zu reflektieren und das eigene Regelsystem als eine Möglichkeit unter anderen wahrzunehmen, definiert. Das heißt, die Fähigkeit, Definitionsmacht als solche wahrzunehmen und eigene Zuschreibungen zu hinterfragen. Kulturelle Orientierungssysteme unterliegen einem ständigen Wandel. Der Erwerb interkultureller Kompetenzen ist damit ein fortlaufender, dialogischer Lernprozess.

Bei der Kleingruppenarbeit sollten sich die Teilnehmerinnen und Teilnehmer anhand der drei Fragen austauschen, in welche Rolle sie hineingedrängt werden und welche Gefühle dabei hervorgerufen werden können. Häufig können ein paar scheinbar „harmlose“ Fragen bei Gefragten zu einer allergischen Reaktion führen, weil sie häufig solche anhören müssen. Mit den vorgegebenen Fragen sollten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer ihren eigenen Standpunkt reflektieren und von anderen erfahren, welche Erfahrungen damit gemacht haben.

Christel Steylaers: Sie fordern 6 Monate Kontaktsperre für prügeln Väter. Was haben Mädchen erlebt, die zu Ihnen in die Beratungsstelle kommen?

Jae-Soon Joo-Schauen: Es ist unter Fachleuten bekannt, dass alle Kinder aus Misshandlungsbeziehungen misshandelte Kinder sind. Denn sie haben Gewalttätigkeit von Erwachsenen mit erlebt und dies ist traumatisierend für die Kinder. Die traumatischen Folgen sind jedoch um so gravierender, wenn der Vater seine Mutter schlägt, weil das Kind sich weder an seinen Vater noch seine Mutter wenden kann. Das Kind bleibt mit all seinen Ängsten und verwirrenden Gefühlen sich selbst überlassen.

agisra bietet psychosoziale Unterstützung und Therapie Migrantinnen ab junglichem Alter an. Kinder kommen in der Regel in Begleitung deren Mutter zu agisra. Während der Beratung und Therapie sprechen Frauen häufig vom Kontakt zwischen dem Vater und ihren Kindern als Problem. Die Mütter, die sich durch Therapie etwas aufgebaut haben, kommen verzweifelt und ängstlich zur Sitzung, wenn die Kinder mit ihrem Vater zusammen waren. Denn der gewalttätige Mann versucht in der Regel über die Kinder seine Frau seine Kontrolle und Macht aufrecht zu halten, einzuschüchtern und zu sich zurückzuholen. Die Kinder werden vom Vater ausgehört, was die Mutter tut. In solcher Situation haben die Kinder das Gefühl, zwischen dem Vater und der Mutter entscheiden zu müssen und befinden sich häufig in Loyalitätskonflikten. Damit sind sie häufig überfordert und können sehr unterschiedlich reagieren: Starker Rückzug oder die Eltern für eigene Interessen ausspielen.

Solange die Mutter sich nicht stabilisiert hat, wirkt der begleitete Umgang für das Kind mit dem gewalttätigen Vater destruktiv und kontraproduktiv, sowohl auf das Kind als auch auf die Mutter. Häufig will das Kind den Vater nicht sehen und spricht auch offen darüber. Aber sein Wunsch wird häufig als Manipulation durch die Mutter abgetan, und der Kontakt zum Vater wird dem Kind als Pflicht aufgezwungen. Manche Kinder zeigen Symptome wie Schlafstörungen, Einnässen etc. nach dem Treffen mit dem Vater.

Christel Steylaers: Herr Ünal, Sie haben gesagt, manche Eltern müssen erst normale Verhaltensweisen von Kindern kennen lernen. Wie bringen Sie das konservativen Eltern bei?

Arif Ünal: In den Elternschulungen wird auf die Wünsche, Bedürfnisse, soziale und persönliche Entwicklungen der Kinder eingegangen. Den Eltern wird deutlich gemacht, welche Sozialisationserfahrungen ihre Kinder machen und sich dadurch eine Identitätsentwicklung aneignen. Hierbei werden die Bedingungen und Voraussetzungen der Sozialisation, Erfahrungen und Identitätsentwicklungen der Kinder ausführlich mit den Eltern erörtert. Die Kinder leben mit vielen Menschen in einer anderen Kultur und im deutschen Bildungssystem, sollen sich aktiv weiterentwickeln und denken und handeln nicht mehr wie ihre Eltern. Sie nehmen auch die traditionellen Werte nicht mehr in dem Maße an, wie ihre Eltern sie ihnen vermitteln wollen. Daher sollten die Eltern lernen, ihre Kinder zu verstehen und für sie mehr Verständnis zu zeigen.

Christel Steylaers: Frau Yildirim, Sie sagen, Religion ist nicht die Ursache von Zwangsheirat. Was ist es dann?

Isil Yildirim: Die Ursachen von Zwangsheirat sind sehr komplex, es gibt nicht nur eine Ursache/Begründung. Neben traditionellen, erzieherischen, aufenthaltsrechtlichen, wirtschaftlichen Gründen spielt die Situation in der Migration ebenso eine große Rolle. Jeder Fall muss einzeln betrachtet und beraten werden.

Christel Steylaers: Frau Koldehofe, in Ihrem Beitrag sagten Sie: „Bildung ist der Feminismus der Mädchen“. Was lernen Mädchen im Mädchenbüro?

Maneesorn Koldehofe: Der Bildungszugang von Mädchen hat sich in den letzten Jahren wesentlich gebessert, wenn die Gruppe Mädchen als ganzes betrachtet wird und nicht differenziert in Nationalität, Migrationshintergrund und Schichtzugehörigkeit. Ein differenzierter Blick auf die Gruppe von Mädchen, die soziale Einrichtungen aufsuchen, zeigt jedoch, dass nach wie vor tradierte Wert- und Normvorstellungen der Eltern Mädchen auch weiterhin benachteiligen. Die vielfältigen Aufgaben und Verantwortungen die Mädchen mit Migrationshintergrund bereits in jungen Jahren innerhalb der Familie übernehmen müssen, verursachen ungleiche Bildungszugänge. Bildung ist in einer Wissensgesellschaft Tür und Tor für ein selbstständiges und selbstbestimmtes Leben. Bildung ist die Emanzipation des 21. Jahrhunderts, die einen "aufrechten Gang" den Mädchen gewährleistet und Ihnen die Möglichkeit eines demokratischen Lebenskonzeptes ermöglicht. Diesen "Gang" lernen die Mädchen im Mädchenbüro.

Christel Steylaers: Herr Koban, kann Remscheid Mitglied im ISS - Netzwerk werden?

Ali Koban: Der Grundgedanke des Projektes sollte als eigenständiges Projekt übertragen werden, dies kann jedoch nicht „nebenbei“ entstehen. Informationslücken der Familien - deutschen sowie nicht-deutschen - müssen geschlossen werden in Bezug auf Beratung und die Angebote innerhalb der Stadt im sozialen Bereich. Die Entwicklung und Handlungsfähigkeit des Frühwarnsystems in Kooperation mit Ärzten, Schulen, Stadtteilbüros, Familienzentren etc. muss unterstützt werden. Die städtischen Einrichtungen müssen verstärkt Wert auf eine interkulturelle Öffnung legen. Multiplikatoren müssen im Hinblick auf die Erweiterung ihrer interkulturellen Kompetenzen gestärkt werden. Die Bemühungen bzgl. des Erreichens der Chancengleichheit von Kindern und Jugendlichen in allen Lebensbereichen müssen gezielt gefördert werden. Durch die präventive Arbeit hat das ISS-Netzwerk eine zukunftsweisende Bedeutung. Diese auch in Remscheid zu installieren, bedarf es einer genauen Auflistung (IST-Stand) und einer entsprechenden Koordination der schon bestehenden Angebote der unterschiedlichsten Träger in Remscheid.

Christel Steylaers: Frau Janßen, wir können in Remscheid kein Mädchenhaus einrichten, dafür haben wir kein Geld. Welche Hilfsangebote würden Sie uns empfehlen?

Renate Janßen: Es kann z.B. darüber nachgedacht werden, ob nicht eine gemeinsame Einrichtung mit anderen Städten in der Bergischen Region (Solingen und Wuppertal) oder in Kooperation mit angrenzenden Kreisen möglich ist. Remscheid ist Mitglied in der „Kommunalen Arbeitsgemeinschaft Bergisches Land“. Die dort bestehenden Kooperationszusammenhänge könnten genutzt werden, diese Idee zu diskutieren.

Des Weiteren ist Remscheid Mitglied der Landschaftsversammlung des Landschaftsverbandes Rheinland und im Jugendhilfeausschuss des Landschaftsverbandes. Hierüber könnte eine politische Initiative für die Einrichtung von Zufluchtstätten für Mädchen für das Gebiet des Landschaftsverbandes bewegt werden.

Weiter kann die Stadt Remscheid z.B. mit der Mädchenzuflucht in Bielefeld eine Kooperation eingehen, insbesondere dann, wenn eine ortsferne Unterbringung aus Schutzgründen angezeigt ist.

Mädchen mit Gewalterfahrungen brauchen Schutz, Raum, ihre traumatischen Erlebnisse zu bearbeiten und die Möglichkeit in Ruhe ihren weiteren Lebensweg zu klären. Die Erfahrungen zeigen, dass für Mädchen, die Gewalt von Männern/Jungen erfahren haben, ein solches Angebot geschlechtshomogen sein muss. Es muss anonym sein und die Mitarbeiterinnen müssen über die geschlechtsspezifische Fachkompetenz verfügen. In Anbetracht der Bevölkerungszusammensetzung in Remscheid sollte eine solche Einrichtung über die notwendige interkulturelle Kompetenz verfügen. In welcher Form oder Größenordnung ein solches Angebot realisiert werden könnte, müsste für Remscheid überprüft werden.

Empfehlenswert wäre auch die Einrichtung eines eigenständigen interkulturellen Mädchentreffs, sowohl als Anlaufstelle für Mädchen als auch als Angebot für Freizeit und Bildung. Dies kann eine Zufluchtstätte nicht ersetzen. Sie kann aber Mädchen begleiten und sie auch darin unterstützen, für sie notwendige Hilfen zu bekommen.

Die Erstellung eines interkulturellen Mädchenführers für Remscheid könnte ein weiterer Schritt sein, Mädchen mit Angeboten und Unterstützungseinrichtungen in Remscheid und Umgebung und mit überregionalen Angeboten bekannt zu machen.

Christel Steylaers: Können auch Mädchen aus Remscheid zu Ihnen kommen Frau Joo-Schauen?

Jae-Soon Joo-Schauen: Weibliche Jugendliche, also Mädchen ab 14 Jahren können die psychosoziale Unterstützung von agisra erhalten. Die Ortzugehörigkeit spielt hierbei keine Rolle, jedoch ist das Angebot auf Jugendliche mit Migrationshintergrund begrenzt.

Christel Steylaers: Herr Ünal, können Sie Elternschulungen auch in Remscheid anbieten?

Arif Ünal: Grundsätzlich ist es möglich, auch in Remscheid Elternschulungen anzubieten, wenn so ein Kurs organisiert und finanziert wird. Jedoch weiß ich, dass in Remscheid seit vielen Jahren ähnliche Kurse angeboten werden.

Christel Steylaers: Frau Yildirim, was empfehlen Sie uns hier in Remscheid gegen Zwangsheirat zu tun?

Isil Yildirim: Sensibilisierungsarbeit, Präventionsarbeit sind wichtige Elemente gegen Zwangsheirat. Veranstaltungen wie diese geben Hintergrundinformationen und die Möglichkeit, gemeinsam Lösungsansätze zu erarbeiten und sich auszutauschen.

Netzwerkarbeit ist ebenso ein wichtiger Bestandteil der Arbeit, damit Frauen die von Zwangsheirat bedroht oder betroffen sind, gut aufgefangen werden und Multiplikatorinnen/ Multiplikatoren im Austausch bleiben können.

Für Remscheid wie auch für andere Städte wäre es wichtig, z.B. einen Pool an Kulturvermittlerinnen und -vermittlern zu haben, die in Konfliktsituationen eingesetzt werden können.

Natürlich gibt es auch die Möglichkeit, dass sich Remscheid an agisra wendet und sich Unterstützung holt. agisra e.V. kann auch bedrohte/betroffene Frauen aus Remscheid beraten.

Christel Steylaers: Frau Koldehofe, welches Ihrer Projekte würden Sie uns empfehlen, auf Remscheid zu übertragen?

Maneesorn Koldehofe: Je nach Bedarf und finanziellen Möglichkeiten können Teilbereiche des Projekts übernommen werden. Für eine Kooperation stehen wir jederzeit zur Verfügung. Ein Träger muss gefunden werden, der das Projekt umsetzen und die Verantwortung übernehmen will. Die Stadt Remscheid sollte die finanzielle Gewährleistung übernehmen.

Was ist der Runde Tisch Migration?

Dialog vor Ort - Der Runde Tisch zum Dialog von Christen und Muslimen bzw. Ausländern und Deutschen in Remscheid

Ein etwas umständlicher Name für einen Gesprächskreis, dessen TeilnehmerInnen bislang sehr konkret, unbürokratisch und schnell zu einer Verbesserung des Zusammenlebens von Menschen unterschiedlichster kultureller Prägung beitragen konnten. Zu den **GesprächsteilnehmerInnen** gehören seit der Gründung im Jahr 1997 die VertreterInnen der evangelischen und der katholischen Kirche, der im Stadtrat vertretenen Parteien, der Oberbürgermeister der Stadt Remscheid, der Vorsitzende des Ausländerbeirates der Stadt Remscheid und Vertreter aller muslimischen Kulturvereine. Seitdem wuchs der Teilnehmerkreis an und der Runde Tisch wurde in Remscheid zur Institution.

Gesucht wird **Verständigung**: Verständigung zwischen Menschen deutscher und anderer Nationalität. Verständigung zwischen Christen und Muslimen. Konkrete Probleme und Themen wie Kriminalität, Möglichkeiten sprachlicher Bildung oder Wohnsituation in Remscheid werden unter diesem Aspekt gemeinsam bearbeitet. Die TeilnehmerInnen des Runden Tisches bemühen sich erfolgreich darum, die Verständigung zu leben. Inzwischen sind die, die sich regelmäßig am Runden Tisch treffen, miteinander vertraut geworden: Man kennt und respektiert sich. Hier und da ist Freundschaft gewachsen.

Das gegenseitige Verständnis wirkte auch nach außen: Der Runde Tisch förderte beispielsweise den Fortbestand der **Interkulturellen Kindertagesstätte in Remscheid** für die nächsten Jahre und bemüht sich um ihren Erhalt. Er begleitet die Arbeit der Einrichtung durch einen Beirat. In der interkulturellen Kindertagesstätte leben Kinder unterschiedlicher nationaler, kultureller und religiöser Prägung zusammen und lernen, einander zu respektieren. Sie bekommen das Rüstzeug, um heute und später rassistischen Parolen zu widerstehen und sich für Toleranz in unserer vielgestaltigen Gesellschaft einzusetzen.

Danksagung

Die Veranstalter und Veranstalterinnen bedanken sich bei allen Menschen, die tatkräftig mitgeholfen haben, die Fachtagung vorzubereiten, zu organisieren, die Räumlichkeiten für den Ablauf einzurichten und abzubauen oder einen anderen Beitrag zum Gelingen der Veranstaltung geleistet haben. Ohne diese tatkräftige Mithilfe wäre weder die Tagung noch diese Dokumentation realisierbar gewesen. Besonderer Dank gilt Herrn Hans Rehbein, der unentgeltlich das Veranstaltungsfaltblatt und das Titelblatt der Dokumentation gestaltet hat.

Anhang

Resolution gegen Zwangsheirat

Das Thema Zwangsheirat ist heute in aller Munde und in allen Medien wird darüber berichtet:

Zwang ist im Islam nicht erlaubt (Koransure 256, Bakara)

Zwangsheirat ist nicht Vorgabe einer Religion, sondern zeugt von Unwissenheit und traditionellem Verhalten

Von daher wollen wir aufklären und informieren:

Alle Menschen haben das Recht, die Partnerin oder den Partner frei zu wählen und zu heiraten!

Eine gelungene Ehe kann nur entstehen, wenn nicht Zwang oder Druck der Familie, sondern Liebe und Respekt im Vordergrund stehen!

Wir möchten alle TeilnehmerInnen bitten, öffentlich für eine selbst bestimmte Partnerwahl einzutreten. Von daher sagen wir als Mütter und Väter, Männer und Brüder, als Christen und Muslime, als Deutsche und Migranten:

Du entscheidest, wen Du heiratest!

Impressum

Herausgegeben von:
Stadt Remscheid
Fachdienst Gleichstellung von Frau und Mann
Theodor Heuss-Platz 1
42853 Remscheid
Telefon: 02191/ 16 – 3959
Email: frauenbuero@str.de

Redaktion: Christel Steylaers/ Magdalena Skopnick
Titellayout: Hans H. Rehbein Wirtschaftswerbung Remscheid
Innengestaltung: Ingrid Zech
Druck: Hausdruckerei